August 8/78 - DM 3,50 C 4143 EX

konkret

Die Monatszeitschrift für Politik und Kultur

Italien Lire 1400 · Holland hfl 4.2 · Schweiz sfr 3.80 · Österreich S 28,— · Spanien Ptas 160,00

URLAUB '78

... rot ist nur der Sonnenbrand

Massenmörder

Das süße Leben der Nazis im Knast

Überwachungs-Staat

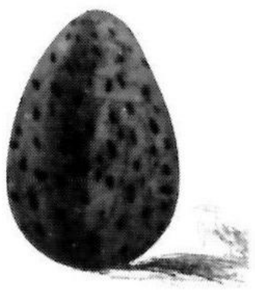
KONKRET widerlegt Bonner Lügen

Syndikat

Autoren- und Verlagsgesellschaft

Postfach 17 40 03 6000 Frankfurt am Main 1

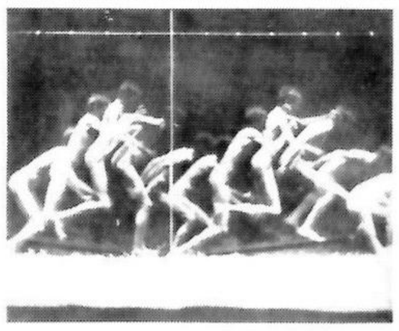
Martin Dannecker
Der Homosexuelle
und die Homosexualität



Syndikat

124 S. Kleinformat. Kt. DM 10,–

Rudolf zur Lippe
Am eigenen Leibe
Zur Ökonomie des Lebens

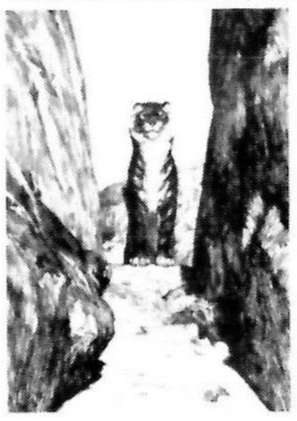


Syndikat

284 S. Kleinformat. Kt. DM 14,–

Rolf Schwendter
Theorie der Subkultur

Neuausgabe mit einem
Nachwort, sieben Jahre später



Syndikat

420 S. Kleinformat. Kt. DM 20,–

Parow/Hegi/Niemeyer/Strömer
Über die Schwierigkeit
erwachsen zu werden
Rauschmittel
und Adoleszenzkrise

Syndikat

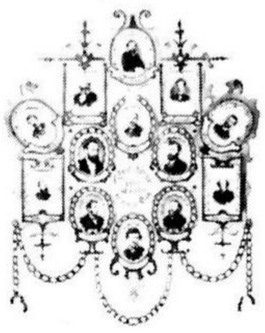
572 S. Kleinformat. Kt. DM 14,–

Perry Anderson
Über den westlichen
Marxismus

Syndikat

188 S. Kleinformat. Kt. DM 15,–

Cora Stephan
„Genossen, wir dürfen uns nicht
von der Geduld hinreißen lassen!"
Aus der Urgeschichte der Sozialdemokratie



Syndikat

390 S. Kleinformat. Kt. DM 20,–

R. Lindner/H. Th. Breuer
»Sind doch nicht
alles Beckenbauers«

Syndikat

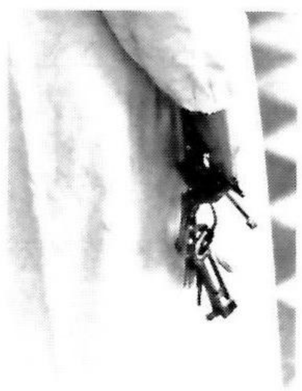
164 S. Kleinformat. Kt. DM 12,–

Poppinga/Barth/Roth
Ostfriesland
Biographien aus dem
Widerstand

Syndikat

192 S. Kleinformat. Kt. DM 14,–

Giovanni Jervis
Kritisches Handbuch
der Psychiatrie



Syndikat

425 S. Großformat. Kt. DM 38,–

Fritz Morgenthaler
Technik
Zur Dialektik
der psychoanalytischen Praxis

Syndikat

152 S. Großformat. Kt. DM 18,–

Maud Mannoni
Ein Ort zum Leben
Die Kinder von Bonneuil

Syndikat

296 S. Großformat. Kt. DM 28,–

Jeder Buchhändler kann Ihnen diese Bücher, falls er sie nicht am Lager hat, innerhalb von zwei Tagen vom Grossisten besorgen.

konkret

Die Monatszeitschrift für Politik und Kultur

Heft 8/78
Hamburg, den 27. Juli 1978

Inhalt

KONKRET-Intern 4
Briefe 5

Politik

Überwachungs-Staat
Der Präsident/oder: Die Wahrheit ist immer konkret 6
KONKRET-Interview mit Peter von Oertzen
»Geduld ist keine Alternative« 10
Walter Boehlich
Wann wir hinken Seit' an Seit' 13
Gerhard Menzell
Das süße Leben der Nazis im Knast 14
Peter Paul Zahl
Herold tut, was seines Amtes ist 17
Martin Buchholz
Leuchtet Manna in Havanna? 18
Peggy Parnass
Am Strand einige 1000 Jahre Knast 21
KONKRET-Service: Ferien-Tips
Fort ohne Schaden 23
Bernhard von Mutius
Zitate dürfen nicht genieret werden 25

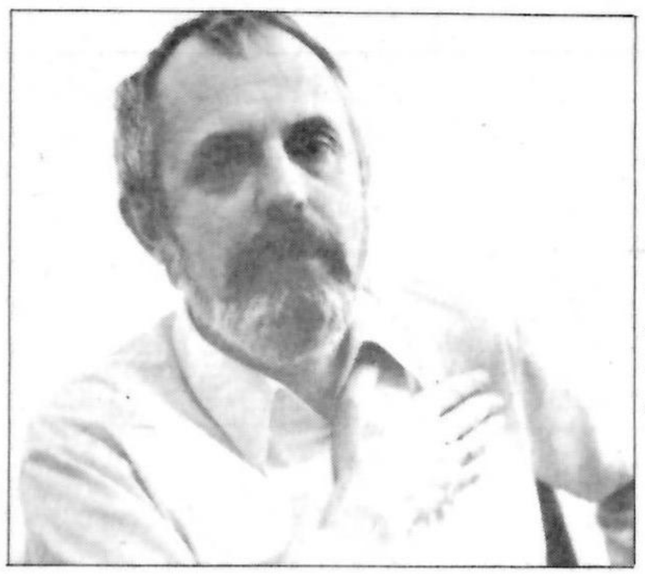
Magazin

Wolfgang Abendroth
Weg zum Selbstmord 27
Sebastian Cobler
Haken vom Gericht 28
Michael Naether
Herr P. und die G-3 29
KONKRET-Interview mit Helga Schuchardt
»Die Koalition geht nicht über alles« 30
Walter Jens
»Die Zensoren sind aktiv« 30
Walter Boehlich
Rot-Stifter 31

Kultur

Michael Schneider
Strauß und Strauß 32
Peter Paul Zahl
Engelmann, der altmodische Mensch 35
Günter Wallraff
Schwarz-braun ist die Bundeswehr 37
Hermann P. Piwitt
Niemand muß hungern 39
Henning Venske
Sichere Anstalt 40
Siegfried Zielinski
Judenmord als Soap-Opera 42
Karl W. Pawek
Im Dritten Reich der Sinne 44
Nicolas Pataky
Der doppelte Willy 46
KONKRET-Markt 48
KONKRET ex-press 50

KONKRET-Autoren: Wolfgang Abendroth · Günter Amendt Wolf Biermann · Walter Boehlich · Heinrich Böll · Martin Buchholz · Peter O. Chotjewitz · F. C. Delius · Rudi Dutschke Bernt Engelmann · Hans Magnus Enzensberger · Ludwig Fels · Hubert Fichte · Erich Fried · Gerd Fuchs · Max von der Grün · Peter Hamm · Karl-Heinz Hansen · Wolfgang Harich Günter Herburger · Alexander von Hoffmann · Jörg Huffschmidt · Walter Jens · Yaak Karsunke · Hans Matthöfer Günter Nenning · Peggy Parnass · Karl W. Pawek · Hermann P. Piwitt · Lucio Lombardo-Radice · Michael Scharang Peter Schneider · Alice Schwarzer · Klaus Staeck · Horst Tomayer · Henning Venske · Günter Wallraff · Martin Walser Peter Paul Zahl · Gerhard Zwerenz



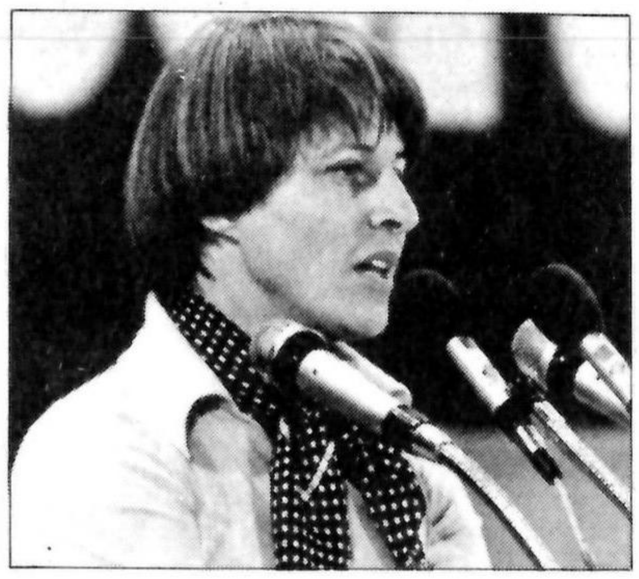
»Geduld ist keine Alternative«

sagt Peter von Oertzen, niedersächsischer SPD-Chef und Mitglied des Partei-Präsidiums, in einem KONKRET-Interview über seine Haltung zu den sozialistischen Staaten

Seite 10

»Die Koalition geht nicht über alles«

KONKRET-Interview mit Helga Schuchardt über die Zukunfts-Chancen und Fehler der FDP



Seite 30

Schwarz-braun ist die Bundeswehr

Günter Wallraff stellt einen neuen Kasernen-Report vor

Seite 37

Im Dritten Reich der Sinne

Karl W. Pawek über Pasolinis wieder freigegebenen Film »Die 120 Tage von Sodom«

Seite 44

Neuer Konkret Verlag GmbH
Rentzelstraße 7, 2000 Hamburg 13, Telefon (040) 443253/54
Herausgeber: Hermann L. Gremliza
Redaktion: Hermann L. Gremliza (verantwortlich), Hartmut Schulze, Ingrid Krüger · Verlagsleitung: Ulrich Alberti, Manfred Schachtschneider · Anzeigen: (verantwortlich für den Inhalt) Ulrich Alberti

Jahresabonnement DM 42,— frei Haus incl. Mehrwertsteuer, im Ausland zusätzlich Porto, Abonnement-Bestellung bitte an: Deutscher Presse Vertrieb, Wendenstraße 27-29, Postfach 101606, 2000 Hamburg 1, Telefon (040) 2486281 · Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 22 vom 1.1.1978 · Hamburger Sparkasse, Hamburg, Konto-Nr. 1238/120784 · Postscheckkonto Hamburg, Konto-Nr. 384030-202 · Druck: Druckerei Jungfer Herzberg · Vertrieb: IPV Inland Presse Vertrieb GmbH, Wendenstraße 27-29, 2000 Hamburg 1

Fotos: Stern/Ullai, Stern/Friedel, Stern/Peterhofen, Oberheitmann, Preuß. Staatsarchiv, Keystone, Ohlbaum, Visum, Waltz, Ullstein, DPA, Macholdt

Eine der wenigen verbleibenden Möglichkeiten

unbeobachtet von Bundesgrenzschützern, Bus- und Bahnkontrolleuren, Briefträgern, Kellnern, Klofrauen, Frisören, Bademeistern, Arzthelferinnen, Hotelportiers, Nachbarn, Arbeitskollegen und Familienmitgliedern

konkret

zu lesen.

Dieses Motiv ist auch als Postkarte für 50 Pfennig erhältlich bei: Hans Husel, Rosenstraße 17, 6600 Saarbrücken

Abo-Coupon

Ich abonniere hiermit KONKRET. Die Monatszeitschrift für Politik und Kultur, ab dem nächsterreichbaren Heft für 12 Ausgaben.

Zustelladresse (Bitte in Blockschrift ausfüllen)
Herr/Frau/Firma
Vor- und Zuname: _____

Straße: _____

Postleitzahl/Ort: _____

Rechnungsadresse (wenn nicht identisch mit der Zustelladresse) Herr/Frau/Firma
Vor- und Zuname: _____

Straße: _____

Postleitzahl/Ort: _____

Die DM 42,- (Ausland: DM 48,-, Zahlungen nur in DM!) zahle ich:
☐ mit beigefügtem V-Scheck/Briefmarken
☐ parallel per Überweisung auf Ihr Postscheckkonto 202 68 - 208 PschA Hamburg
(Zutreffendes bitte ankreuzen)

Rechtshinweis: Diese Bestellung kann innerhalb einer Woche schriftlich widerrufen werden. Es genügt während dieser Frist eine Mitteilung an den Verlag.

Datum Unterschrift

Bitte ausschneiden und einsenden an:
Neuer Konkret Verlag GmbH, Rentzelstr.7, 2000 Hamburg 13

intern

Es gibt nicht viele, die es wissen: Der DGB-Vorstand unterhält eine Wochenzeitung mit dem Titel »Welt der Arbeit« und dort konnten wir am 6. Juli einen Kommentar des stellvertretenden Chefredakteurs Erwin Ortmann über die Veröffentlichung des Innenausschuß-Protokolls in KONKRET 7/78 lesen:

In Wiesbaden und Bonn wird vermerkt, daß KONKRET auch die Chance zunichte macht, den weiteren Mördern Bubacks, Pontos und Schleyers habhaft zu werden. Die Hamburger Redaktion hat gewußt, was sie tat, denn zur Rechtfertigung wird der Satz geschrieben: »Unter dem Vorwand der Terroristenfahndung bauen das BKA und die Landeskriminalämter, unter Mithilfe von Bundesgrenzschutz, einen Geheimdienst auf, für den jede Rechtsgrundlage fehlt.« Dümmer und dreister geht's nimmer. Man darf gespannt sein, welche Konsequenzen Bonn ziehen wird.

Mal abgesehen davon, daß das Zitat aus KONKRET an drei Stellen falsch ist und »habhaft« bei Herrn Ortmann einen bemerkenswerten Dativ regiert, dürfen wir gespannt sein, wann der DGB-Vorstand dieser Bewerbung um eine Stelle beim »Bayernkurier« den rechten Nachdruck verschafft. Kritik, auch böse Kritik unter Gewerkschaftskollegen — muß sein. Aber eine derart miese Denunziation muß auch die gewerkschaftliche KONKRET-Redaktion mit ihren Mitgliedsbeiträgen nicht auf die Dauer mitfinanzieren. Oder, Kollege Vetter?

*

Hans Karl Filbinger sollte in diesem Heft gleich zweimal vorkommen: Als »Held« in drei Vater/Sohn-Dialogen von Gerhard Zwerenz und als »Opfer« in einem Beitrag von Alexander v. Hoffmann unter dem Titel: »Filbinger tut mir leid«. Am Tag vor Redaktionsschluß wies ein ehrenvergessenes Stuttgarter Gericht die Klage des größten Marinestabsrichters aller Zeiten gegen den Schriftsteller Rolf Hochhut ab. Nun, glaubten wir, hätte die CDU doch noch eine Chance, Filbinger rechtzeitig vor den hessischen Landtagswahlen fallen zu lassen. Und wir tauschten die Filbinger-Beiträge gegen zwei andere aus. Für den Fall, daß Filbinger doch bleibt, hat KONKRET-Autor Günter Wallraff vorgesorgt. In der Osloer Tageszeitung Aftonbladet ließ er folgende Anzeige erscheinen:

KJENNER DU DENNE MANNEN?

Hans Filbinger

Dette er den kristelig-demokratiske ministerpresident i den vesttyske delstaten Baden-Würtemberg, Hans Filbinger. Han dømte den tyske matrosen Walter Gröger til døden på Akershus i januar 1945.
Han var dommer i nazimarinestaben. Hvem husker noe om Filbingers virksomhet eller kan vise til dokumenter, arkiv o.l. fra 1944-45?
Vi er interessert i å få vite mer om dette.
Henvendelser bes gjort til Günther Wallraff, c/o Pax forlag, Gøteborggt. 8, Oslo 5,
tlf. 37 90 82.

*

Und manchmal bewegt es sich doch: Die Reportage »Frauenknast« von Sonja Schwarz-Arendt in KONKRET 6/78 hat das Westberliner Gesundheitsamt veranlaßt, die Arbeitsbedingungen von strafgefangenen Frauen zu untersuchen. Dabei geht es insbesondere um den Auftrag der Firma BMW, das Schleifen von Gummiteilen für Türen und Fenster. Bei dieser Arbeit entwickeln sich gesundheitsgefährdende Dämpfe. Auch BMW will was tun. Nein, nicht die Arbeit der Gefangenen weniger gesundheitsschädlich machen, sondern den Auftrag für das Frauengefängnis streichen.

*

Cover-Boy dieser Ausgabe ist der KONKRET-Autor Horst Tomayer, der auf der Titelseite als 40. (fußkranker) Räuber hinter Ali Baba durch Tunesiens Wüste zieht. Für KONKRET tut er einfach alles.

Betroffen

Leser-Diskussion um Rudi Dutschke in KONKRET 7/78

Einige Reaktionen von Leserbrief-Schreibern (und auch von Rudi selbst) haben mich noch betroffener gemacht, als der Anlaß dazu. Es ist eine ungeheure Dummheit, die zum Glück rückgängig gemachte Streichung von Rudi Dutschke aus dem KONKRET-Autorenverzeichnis in die Nähe faschistischer Zensur- und Terrorakte zu rücken. Oder KONKRET auf eine Stufe mit denen zu stellen, die versuchen, P.P. Zahl in so menschenverachtender Weise mundtot zu machen.

Ralph Langrock
Berlin

Idologie

KONKRET 7/78: Biermann, Lindenberg, Meinecke über Bob Dylan

Biermanns erster Satz lautet: »Ich will nicht über Dylan sprechen, weil ich ihn liebe und nicht irgendetwas hinschludern will!« Hätte er sein Vorhaben nur eingehalten!

R. Röven
Berlin

Vielen Dank für die Bob Dylan-Berichte in KONKRET 7/78. Schade nur, daß Ihr im Herbst 1977 nichts Ähnliches über Joan Baez gebracht habt. Denn sie hat mehr getan für die sechziger Bewegung als Bob Dylan.

Hanns Kaiser
Friesach

Liebe Leute, Ihr macht's einem schon einigermaßen schwer mit Eurer Dylan-Mythologisierung. Für uns war er nicht nur Ausdruck der Protestbewegung der sechziger Jahre, er war der Protest. Aber was ist aus diesem Dylan geworden? Ist es legitim, seine verdienten Millionen bei einem Chemie-Konzern anzulegen, der sich u.a. mit der Herstellung von Napalm für Vietnam befaßt?

Karl-Heinz Kranauer
Berlin

Buk kein Chauvi

Peggy Parnass in KONKRET 7/78: »Nix von good cunt«

Liebe Peggy, wie froh bin ich, daß Du (und nicht eine von den »Emma«-Frauen) über Bukowski geschrieben hast. Du hast durchgeblickt, Du hast gesehen, daß Bukowski, trotz seiner »äußeren« Häßlichkeit ein sensibler und auch schöner Mann ist. Nur weil ein Mann über Möse und Ficken schreibt, bedeutet es keineswegs, daß er ausgerechnet ein chauvinistischer Frauenfeind ist. — Cunt ist nicht nur der unfeine Ausdruck für das weibliche Geschlechtsorgan, sondern auch ein Ausdruck der Verachtung einem anderen Menschen gegenüber. Zum Beispiel könnte eine Frau nach: »Go to hell, you cunt!« antworten: »Same to you, you prick!«

Fred Fullerton
Marburg

Wo ist Böll?

Klaus Staeck kommentierte das BGH-Urteil gegen Heinrich Böll: »Das Recht auf Verleumdung« (KONKRET 7/78)

Warum schweigt er? Keine Essays, keine Interviews, keine Beiträge zu den aktuellen Problemen unserer Tage. Ist er verbittert und hat resigniert? Man könnte es verstehen. Es würde mich nicht wundern. Was mich jedoch wundert: Warum stellt niemand die Frage nach ihm? — Sie haben es also wieder einmal geschafft, wie schon zu Büchners und zu Heines Zeiten: Zuerst einen Preis für den Kopf. Später dann einen Literaturpreis ihm zu Ehren.

Georg Rosenstock
Hamburg

Angst

KONKRET 7/78: »Dann sieht die Landschaft anders aus« - das vertrauliche Protokoll des Bundestagsinnenausschuß

So weit sind wir also schon. Und die Reaktion auf Eure Veröffentlichung hat es nur bestätigt. Alle regen sich über den angeblichen Geheimnisbruch auf, aber keiner redet über die ans Licht gebrachten Inhalte. Wer wissen wollte, was denn nun in diesem ominösen Papier steht, mußte schon KONKRET kaufen. Gut für Euch. Aber das ist nur ein schwacher Trost in dieser »anders aussehenden Landschaft«, die mir Angst macht.

Frank Schütze
Mönchengladbach

Im Innenministerium gab's ja nun ein Bäumchen-wechsel-dich. Aber Herold spielt ja immer noch den Jäger der Nation.

Andrea Thom
Augsburg

Werte Dame

KONKRET 7/78: »Terror gegen Frauen«

Wie kann Karin Wöhler behaupten,ein »lebendes Geschöpf sei etwas andres als ein Embryo in der neunten Schwangerschaftswoche«? Dieser werten Dame möchte ich doch einmal ins Gedächtnis rufen, daß auch ein Embryo, egal wie alt, *lebt*. Frau Karin Wöhler hat nicht das Recht, über Leben und Tod zu entscheiden! — Der §218 müßte meines Erachtens wie folgt lauten: Jede Form der Schwangerschaftsunterbrechung bleibt untersagt, es sei denn, daß der Tod der Mutter und/oder des Kindes bei der Geburt mit Sicherheit eintreten wird. Darüberhinaus ist dafür Sorge zu tragen, daß adoptivwillige und adoptionsgeeignete Eltern auf Wunsch umgehend die Möglichkeit erhalten, ein Kind zugesprochen zu bekommen.

Eberhard E. Reincke
Berlin

Zeichnung: Seyfried

Nach jener Nummer mit dem frauenvergewaltigenden Titelbild und entsprechendem »klassischen« Inhalt war ich nahe daran, KONKRET abzubestellen. So bin ich erfreut, daß z. B. in der neuesten Nummer wieder das prononciert zum Thema gemacht wird, was *eine* der Formen sozialer Unterdrückung in unserer Gesellschaft ist

R. W. Müller
Hannover

Seit 130 Jahren

KONKRET 7/78: »Lieber A.,« von Hermann Peter Piwitt, der in Hamburg DKP gewählt hatte

Lieber P., ich gehöre zum Hintern dieser Partei, der sich laufend ihres Kopfes zu erwehren hat. Als ich auf einem Gruppenabend Deinen Artikel las, war eine Reaktion vorherrschend: »Warum hat der das geschrieben?« Daß, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht,ist nicht neu. Wir haben uns daran gewöhnt, seit 130 Jahren. Nur stelle ich mir die Frage: Was soll der Versuch, meiner Partei die Glieder auszureißen? — Wenn ich also mit meinem Hintern etwas aufbaue, so hoffe ich, daß Du es mir mit Deinem Kopf nicht umstößt...

Hans Jürgen Langmann
Marl

Entsorung

Eigentumsprobleme in KONKRET 7/78

Im letzten Heft beklagt Hermann L. Gremliza in KONKRET ex-press, daß der ‚Spiegel' die Quellenangabe für die so treffende Charakterisierung Filbingers als »Hohlkreuz des Südens« versäumt hat. Sein Kommentar dazu: »Was ist schon geistiges Eigentum? Die Sore literarischer Kleinkriminalität«. Nun finde ich gerade in dieser KONKRET-Ausgabe genau das, was dem ‚Spiegel' angekreidet wird: Da wird ein ganzer Artikel ohne geistigen Eigentümer abgedruckt! Oder sollte der Beitrag »Ab und an eine kleine Rebellion« klammheimlich einem Redaktionsmitglied untergeschoben werden?

Helga Schatz
Hannover

Antwort der Redaktion, die für ein Versäumnis aus Zeitnot um Entschuldigung bittet: Nein. Und hier nun die Besitzverhältnisse: Der Artikel »Ab und an eine kleine Rebellion« erschien zunächst unter der Überschrift »Considered opinion: Doing something about it« in der amerikanischen Altenativ-Zeitschrift »In These Times«, stammt von Alvah Bessie und wurde von Lothar Pollähne übersetzt

Richtig ist unrichtig

BKA-Präsident Horst Herold verlangt von KONKRET eine Gegendarstellung »in gleicher Schrift«. Deshalb erscheint hier die erste Gegendarstellung der deutschen Pressegeschichte in Rot. Aber das hat nichts zu sagen. Die Wahrheit ist immer konkret

Maihofer und Herold am Gerät: Raub ist kein Diebstahl, sondern eine besonders leistungsfähige Form der Wegnahme

Dr. Horst Herold, Präsident des Bundeskriminalamts, hat von KONKRET den Abdruck einer Gegendarstellung zum redaktionellen Begleittext des Innenausschuß-Protokolls (7/78) verlangt. Wir haben diesem Verlangen stattgegeben, freilich mit der Bemerkung, daß wir Herolds Gegendarstellung für eine »Pflichtübung halten, mit der er die rechtswidrigen Aktivitäten seines Amtes kaschieren will«. Daraufhin hat Herold von KONKRET eine Unterlassungserklärung gefordert: Wir sollten uns verpflichten, die aufgestellten Behauptungen, die in der Gegendarstellung zitiert sind, nicht zu wiederholen. Auch diese Erklärung hat KONKRET abgegeben, in der Erwägung, daß wir auch bei günstigster Beweislage vor Richtern, die einem Präsidenten des Bundeskriminalamts nur mit zusammengeschlagenen Hacken begegnen, doch keine Chance hätten als die, mit unerträglichen Prozeßkosten überzogen zu werden.

Bundeskriminalamt
Der Präsident

Gegendarstellung

In dem Artikel »Dann sieht die Landschaft anders aus« der Zeitschrift Konkret 7/78 wird behauptet:

1. »Anders bei der BEFA 7, die dem Terrorismus gilt: Hierbei werden alle Kontaktpersonen in den Fahndungscomputer des Bundeskriminalamtes (BKA) gespei-

Wir werden uns deshalb bei der Richtigstellung von Herolds Gegendarstellung auf Quellen berufen, die bislang von Herold nicht dementiert wurden — entweder weil politische Rücksichten es verboten oder weil der Gegner (etwa der »Stern«) sich einen Prozeß mit umfangreicher Beweiserhebung und Zeugenladung geradezu gewünscht hätte.

Zu Punkt 1:

Hier widerspricht Herold einer Behauptung, die von KONKRET gar nicht aufgestellt worden war: In KONKRET hieß es, es würden alle (die) Kontaktpersonen im BKA-Fahndungscomputer gespeichert, die im Umfeld eines Tatverdächtigen *erfaßt* werden. Herold sagt, es würden nicht alle Kontaktpersonen im Fahndungscomputer erfaßt: Motto:

chert, die im Umfeld eines Tatverdächtigen erfaßt werden - auch Personen, die nur zufällig und ahnungslos mit einem Verdächtigen in einem Zugabteil sitzen.«

Diese Behauptung ist falsch. Richtig ist vielmehr:

Weder werden alle Kontaktpersonen aus dem Umfeld eines Tatverdächtigen im Fahndungscomputer erfaßt noch Personen, die zufällig und ahnungslos mit einem Verdächtigen in einem Zugabteil sitzen.

Unrichtig ist, daß meine Nase rot ist, richtig ist, daß ich einen blauen Hintern habe.

Zur Sache selbst schreibt die »Frankfurter Rundschau« am 5. Juli 1978: *Beunruhigt zeigte sich (Innenminister) Baum über die Praktiken, die Reisende in Gefahr bringen, als »terroristische Kontaktpersonen«, sogenannte »Befa 7 K«, eingestuft zu werden. »Befa« bedeutet »Beobachtende Fahndung«, die »7« steht für Terrorismus und »K« bedeutet Kontaktperson ... Der Minister gab zu erkennen, daß er es für unzulässig hielte, wenn beispielsweise Reisende in einem Zugabteil oder Reisebus, in dem sich eine konkreter terroristischer Aktivitäten verdächtige Person befinde, als »Befa 7 K« an das Bundeskriminalamt, Abteilung Terrorismus (BKA-TE) in Bad Godesberg und von dort an die Verfassungsschützer weitergemeldet würden.*

Genau das hatte zunächst KONKRET und dann die »Frankfurter Rundschau« gemeldet. Der »FR« sandte Herold, der in Rechtsfragen nicht ohne Genehmigung seines Dienstherrn Baum (FDP) tätig werden kann, keine Gegendarstellung.

Am 6. Juli, acht Tage nach der KONKRET-Enthüllung hieß es im »Stern«:

Der Wahnsinn ist indes Methode, nicht die Ausnahme: Im Computer (des BKA) landeten fünf Mitglieder der Jungen Union Hamburg, die 1976 im Zug von Berlin nach Hause mit einem Besucher des Begräbnisses von Ulrike Meinhof im selben Abteil saßen. Ein Vorgang, den BKA-Chef Herold bestreitet, für den sich aber ein hoher Mann des Verfassungsschutzes verbürgt.

Auch hier versagte sich Herold eine Gegendarstellung oder gar ein Unterlassungsbegehren. Warum wohl?

2. »BEFA 7« bedeutet gelegentliche oder regelmäßige Telefonüberwachung, Postkontrolle ...«

Diese Behauptung ist falsch. Richtig ist vielmehr:

Telefonüberwachung und Postkontrollen sind nur aufgrund richterlicher Anordnung unter den Voraussetzungen der §§ 100 a und 100 b StPO und des Gesetzes zu Art. 10 GG zulässig. Mit der BEFA haben diese Maßnahmen nicht das geringste zu tun.

Zu Punkt 2:

Herold *will* mißverstehen: Natürlich bedeutet »Befa 7« zunächst nichts als »Beobachtende Fahndung Terrorismus« und Befa heißt nicht automatisch Telefonüberwachung und Postkontrolle. Und tatsächlich sind Telefonüberwachung und Postkontrollen nur aufgrund richterlicher Anordnung unter den Voraussetzungen der genannten Paragaphen möglich. Was Herolds nicht ganz ungeschickte Formulierung kaschieren soll: Anordnungen gegen »Befa 7«-Personen werden vom BKA fast routinemäßig beantragt und von Richtern erlassen, weil sich kein Richter dem Vorwurf aussetzen kann, er boykottiere den Kampf gegen den Terrorismus. In einigen Fällen liegen bei den Staatsanwaltschaften bereits blanko unterschriebene Anordnungen bereit. Kurzum: Das BKA kommt leichter zu einer Telefonüberwachung als ein Prokurist zu einem Kleinkredit. Und so übertrifft die Zahl der polizeilichen Abhörmaßnahmen die der Verfassungsschutzämter bereits heute um ein Vielfaches.

3. »Fluggesellschaften liefern Buchungslisten ...«

Diese Behauptung ist falsch. Richtig ist vielmehr:

Fluggesellschaften haben weder generell noch im Rahmen BEFA Buchungslisten geliefert.

Zu Punkt 3:

»Stern« vom 8. Juni 1978:

Diese Daten vergleichen die BKA-Fahnder dann mit den Passagierlisten von Fluglinien.

Wo sie die wohl her haben? Herold hat jedenfalls keine Gegendarstellung verlangt.

4.»... alle der BEFA unterliegenden Besucher, z.B. auch Anwälte, werden überwacht, Gesprächsprotokolle werden ans BKA und an das Bundesamt für Verfassungsschutz (BfV) geliefert.«

Diese Behauptung ist falsch. Richtig ist vielmehr:

Gespräche zwischen Anwälten und ihren Mandanten werden weder überwacht noch werden über sie Gesprächsprotokolle gefertigt. Diese können deshalb auch nicht an das Bundeskriminalamt geliefert werden.

Zu Punkt 4:

Herold konnte nicht ahnen, daß vor Erscheinen seiner Gegendarstellung die vertrauliche Anordnung des BKA, Terrorismus-Abteilung, vom 9. Mai 1977 bekannt werden würde, in der es heißt:

Die Polizei hat die Tatsache für sich zu nutzen, daß in den Justizvollzugsanstalten Feststellungen über die Inhaftierten, ihre Kontakte sowie ihre Besucher und **Verteidiger** *mit großer Zuverlässigkeit möglich sind ... Die Gesprächsinhalte müssen sämtliche Namen und Objekte, Informationen, die eine Codierung bedeuten könnten, sowie sonstige Auffälligkeiten enthalten ... Über jeden Besuch — auch über den von Verteidigern — ist eine Meldung nach Vordruck B zu erstatten und sofort nach dem Besuch der Zentralstelle zu übersenden.*

5. »BKA-Beamte wurden zur Schulung ... zum CIA und

Richtig ist ist vielmehr unrichtig.

Zu Punkt 5.

Hier hat Herold ziemlich recht und KONKRET muß ein wenig präzisieren: Die Experten, die in Nordirland und bei der CIA in Miami waren, sind tatsächlich nicht Beamte des BKA. Es handelt sich um Bundeswehr-Männer, die für das BKA tätig sind. Ob diese genauere Angabe, zu der er KONKRET gezwungen hat,

nach Nordirland ge - schickt.«

Diese Behauptung ist falsch. Richtig ist vielmehr:

Niemals sind BKA-Beamte zum CIA und nach Nordirland geschickt worden.

seinem Amt nützt, muß Herold selbst entscheiden.

Zu Punkt 6:

Was berichtete der »Stern« am 8. Juni?

Durch Abkommen gehen dem BKA Namen und Nummern aller Personalpapiere zu, die in den Partnerländern als gestohlen oder verloren gemeldet werden.

Herold hat das weder dementiert, noch eine Gegendarstellung verlangt.

6. »Mit den meisten westeuropäischen Ländern (inklusice Schweiz und Österreich) wurde vereinbart, gestohlene oder verlorene Ausweise zu speichern und weiterzugeben.«

Diese Behauptung ist falsch. Richtig ist vielmehr:

Derartige Vereinbarungen existieren nicht.

Zu Punkt 7:

Hierzu Äußerungen des Innenausschuß-Vorsitzenden Axel Wernitz, wie Herold SPD-Mitglied (»FR« vom 10. Juli 78):

Über die zunehmenden technischen Möglichkeiten des Datenaustausches zwischen den Computern aller Sicherheitsbehörden hat sich ... Axel Wernitz besorgt geäußert. Im Zusammenhang mit den umstrittenen Vorgängen bei der Grenzüberwachung durch den Bundesgrenzschutz und der Datensammlung im Bereich der »beobachtenden Fahndung« erklärte Wernitz ..., auf dem Gebiet der Polizeicomputer müsse nach seiner Auffassung mit Sicherheit etwas geschehen, weil es hier immer stärker zu einem integrierten Computersystem komme, das fast alle Bereiche erfasse.

Das Amtshilfeinstitut, sagte Wernitz, sei offensichtlich extensiv ausgelegt worden, und es sei **zu prüfen, ob die ersuchende und die ersuchte Behörde zu entsprechender Tätigkeit legitimiert sei.**

Die Rechtswidrigkeit, die er nun befürchtet, war Wernitz in jener Innenausschuß-Sitzung, in der unter seinem Vorsitz Maihofer und Herold ihr megalomanes Programm vortrugen, nicht aufgefallen. Dazu bedurfte es der von ihm »bedauerten« Veröffentlichung in KONKRET. Aber Wernitz ist lernfähig. In KONKRET hatte es im Kommentar zum Ausschuß-Protokoll geheißen:

Was Maihofer hier beginnt, ist die Schilderung, wie die Polizei zu einer geheimen Staatspolizei ausgebaut wird. Die Väter des Grundgesetzes hatten aus den Erfahrungen mit der GeStaPo und dem Reichssicherheitshauptamt die Konsequenz gezo-

7. »Unter dem Vorwand der Terroristen-Fahndung bauen das BKA und die Landeskriminalämter, unter Mithilfe von Bundesgrenzschutz und Zoll, einen geheimdienstlichen Apparat auf, für den jede Rechtsgrundlage fehlt.«

Diese Behauptung ist falsch. Richtig ist vielmehr:

Das Zusammenwirken des Bundeskriminalamtes und der Landeskriminalämter sowie des Bundesgrenzschutzes und des Zolls vollzieht sich ausschließlich auf der Basis bestehender Rechtsvorschriften.

gen: Dem Geheimdienst (Verfassungsschutz) wurde jegliche exekutive Möglichkeit vorenthalten, der Polizei jede geheimdienstliche Arbeit verwehrt. Unter dem Vorwand der Terroristenfahndung ...

Und hier begann der KONKRET-Satz, den Herold falsch nennt. Was aber sagt Wernitz, gut eine Woche nach der KONKRET-Wertung:

Wir haben auf diesem Gebiet gleichzeitig zu beachten, daß der Verfassungsschutz und auf der anderen Seite die Polizei getrennt zu arbeiten haben. Dies ist eine Verfassungsvorgabe auf Grund der Erfahrungen, die man mit einer geheimen Staatspolizei im Dritten Reich gemacht hat.«

Während Herold noch behauptet, bei der Fahndung an den Grenzen werde »ausschließlich auf der Basis bestehender Rechtsvorschriften« verfahren, hat sein Dienstherr bereits die Notleine gezogen (»FR« vom 10. Juli 78):

Zwar hält Minister Baum daran fest, daß nach wie vor »Erkenntnisse an den Grenzen gesammelt werden müssen und das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet werden darf«, doch müsse sich jede Kontrollpraxis strikt an den gesetzlichen Rahmen halten. Um dies sicherzustellen, habe er mehrere Maßnahmen angeordnet ... Es gehe nicht an, daß beispielsweise der nur für Auslandsaufklärung zuständige Bundesnachrichtendienst (BND) aufgrund seiner technischen Ausstattung ... direkt oder indirekt in reine polizeiliche Aufgaben mit hineingezogen werde.«

Für diesen geheimdienstlichen Apparat fehlt nämlich »jede Rechtsgrundlage«. Und zur Abrundung der Gesetzestreue von Herolds Grenzfahndern ein Zitat aus dem »Stern« vom 13. Juli:

8. »Das Maklerprogramm: Leute im Alter zwischen 24 und 40 Jahren, die eine Wohnung in einem Appartementhaus oder in einem Wohnsilo su-

Vorläufiger Höhepunkt der Heroldschen Schleppnetz-Fahndung: Bei der Jagd nach den Schleyer-Entführern wurden die Pässe aller 20- bis 35jährigen beim Grenzübertritt registriert; häufige Grenzwechsler dieser Altersgruppe gerieten ohne weitere Verdachtspunkte zu »Befa 7«-Fällen, Untergruppe K gleich Kontaktperson.

Auch dies von Herrn Herold bis zum Redaktionsschluß von KONKRET nicht dementiert.

chen, wandern in den PIOS-Computer.«

Diese Behaup tung ist falsch. Richtig ist viel-mehr:

Weder im Rah-men eines »Maklerpro-grammes« noch irgendwelcher an-derer Fahndungs-überlegungen wurden jemals Personen im Al-ter zwischen 25 und 40 Jahren, die eine Woh-nung in einem Appartement-haus oder in ei-nem Wohnsilo suchten, in irgendeinem Computer gespei-chert.

9. »Das Wort Zielfahndung ... Denn es werden ja nicht etwa, wie bei einer wirklichen und der Polizei al-lein erlaubten Zielfahndung, ausschließlich verdächtige oder beschul-digte Perso-nen über-wacht, gefilzt und über-prüft, sondern alle, die ir-gendwann in den PIOS ge-raten sind, ob als Besucher einer »Anti-fa«-Veranstal-tung oder als vehementer AKW-Demon-strant.«

Diese Behaup-tung ist falsch. Richtig ist viel-mehr:

Das Instrument der Zielfahndung zielt ausschließ-lich auf die mit

Zu Punkt 8:

Auch diese KONKRET-Behauptung hat der »Stern« zwei Wochen später aufgrund eigener Recherchen in dieser Form wiederholt:

Makler-Programm: Im Entführungsfall Schleyer wurden die Maklerbüros abgeklappert und alle Mietverträge, speziell für Hochhäuser, durchleuchtet.
Hochhaus-Programm: Eines der aufwendigsten ... Unternehmen ist die Überprüfung aller Hochhaus-Wohnungen.

Zu Punkt 9:

Noch einmal der »Stern« in seiner Serie »Freiheit '78«, acht Tage nach KONKRET:

So wurden die Personalien von Leuten, die zur Demonstration gegen das Atomkraftwerk Kalkar am 24. September 1977 fuhren, in den BKA-Computer eingefüttert. Aber auch Verteiler von Flugblättern, auf denen zu legalen Demonstrationen aufgerufen wurde, gerieten zu »Befa«-Fällen.

Auch hier blieb Herolds Gegendarstellung aus.

Zu Punkt 10:

Schön harmlos — und für Technokraten vielleicht verständlich — hört sich die »leistungsfähige Form der drahtgebundenen Nachrichtenübertragung« an. Man könnte glauben, DISPOL sei ein Telefon. Auch hier — KONKRET selbst darf ja nicht widersprechen — ein Zitat aus dem »Stern«:

DISPOL Digitalisiertes Integriertes Breitband-Sondernetz der Polizei für Sprache, Bild, Daten. Es ist das Verbundsystem von Inpol mit den Computern der Landeskriminalämter und den Elektronengehirnen des Bundeszentralregisters, des Ausländerzentralregisters und des Kraftfahrzeugbundesamts.

Dispol — das ist big brother.

Der Präsident tut sich, wie man sieht, schwer. Nicht einmal die zehn Behauptungen von KONKRET, die

Haftbefehl ge-suchten Terroris-ten. Besucher von Antifa-Veranstaltungen oder vehementer AKW-Demonstranten werden weder überwacht noch überprüft; auch werden solche Personen nicht elektronisch ge-speichert.

10. »DISPOL - das ist big brother. In diesem Zen-tralcomputer sollen PIOS, INPOL, NA-DIS (der Com-puter des Bun-desamts für Verfassungs-schutz) und al-le Nachrich-tenbeschaf-fungs- und speicherungs-anlagen zu-sammenge-steuert wer-werden.«

Diese Behaup-tung ist falsch. Richtig ist viel-mehr:

DISPOL ist we-der ein Zentral-computer noch überhaupt ein Computer, son-dern die Bezeich-nung für eine lei-stungsfähige Form der draht-gebundenen Nachrichtenüber-tragung.

Dr. Herold Präsident des Bundes-kriminalamtes

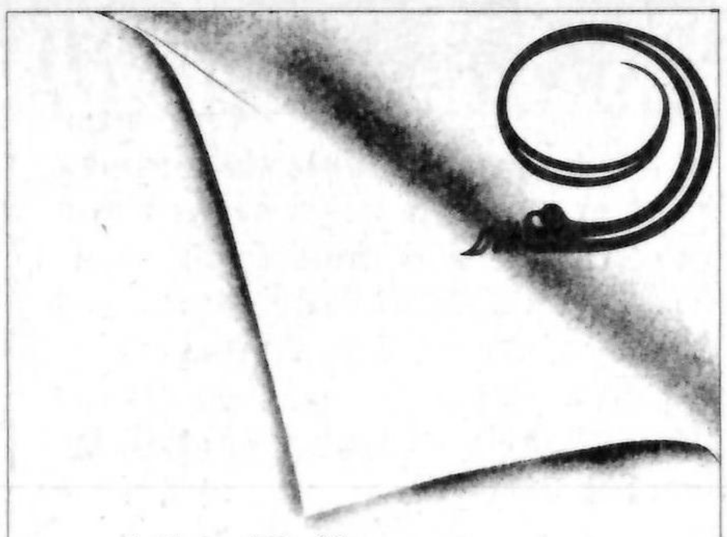
er für gegendarstellungsfähig hielt, kann er schlüssig widerlegen. Umso gewichtiger hat Herold damit diejenigen KONKRET-Behauptungen gemacht, die er nicht einmal zu widerlegen versuchte und deren wichtigste deshalb hier noch einmal stehen sollen:

1. Leute aus dem »Umfeld« eines Tatverdächtigen, die im BKA-Computer gespeichert werden, unterliegen der Personenüberwachung und der Registrierung bei sämtlichen Grenzübertritten.
2. Leihwagenfirmen melden dem BKA ihre Fahrzeugmieter.
3. Leute, die ihre Ausweispapiere verloren haben, werden im Terror-Computer PIOS gespeichert. Desgleichen sogenannte »Sympathisanten«, zum Beispiel Leute, die 1968 mit der gänzlich unbescholtenen Journalistin Ulrike Meinhof befreundet waren. Im PIOS findet man unschuldige Lehrer, Pfarrer, Rechtsanwälte, Kinderladen-Gründer, Wohngemeinschaften. PIOS-Speicherungen werden nie wieder überprüft — wer da drin ist, bleibt drin.
4. Auch Hinweisgeber aus der Bevölkerung wandern in den Terroristen-Computer.
5. Die BKA-Zielfahnder kennen keine Grenzen. Getarnt als Touristen verfolgen sie gesuchte Terroristen bis nach Warschau, Prag, Budapest und Sofia.

Die informierteren unter den bundesdeutschen Staatsschutz-Journalisten wußten übrigens, wie gut die Qualität der KONKRET-Informationen war. So schrieb die »Frankfurter Allgemeine«:

Doch im Abdruck des vertraulichen Protokolls erschöpft sich der Skandal nicht. Das Hamburger Magazin teilt auch noch in einer Randbemerkung mit, Maihofer habe den Innenministern der Schweiz, Österreichs und Italiens in Bern das Computer-Abfragegerät PIOS vorgeführt. Woher stammt diese Kenntnis? Das Wort eines Bonner Politikers, das Ganze sei »eine große Sauerei«, untertreibt. Es ist eine Staats-Affäre. Die Bundesregierung muß sie aufklären. Für Bonner Sommerschlaf ist jetzt nicht die Zeit. ... Die Randglossen der KONKRET-Redaktion legen die Vermutung nahe, daß der oder die Autoren Kenntnisse haben, die über das im Protokoll Vermittelte hinausgehen.

Richtig vermutet.



Als Bürger Citoyens waren, standen sie neben Arbeitern auf der Barrikade.

1848 – eine Revolution, die man die „bürgerliche" nennt.

Dieses Bild wird hier zurechtgerückt von einem, der dabei war: Vor allem Arbeiter und Handwerker waren es, die – im Bündnis mit Bürgern und Studenten – den Kampf um die Demokratie wagten. Und nicht nur um Freiheit und Einheit ging es, sondern auch um die soziale Frage.

Stephan Born, der über seine Erlebnisse 1848/49 berichtet, war wandernder Buchdruckergeselle, später Literaturprofessor in der Schweiz. Der Freund von Marx und Engels beteiligte sich führend an den Kämpfen. Er gehörte zu den Gründern der Allgemeinen Deutschen Arbeiterverbrüderung, der Vorläufer-Organisation des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins.

Ein fesselndes Zeitdokument – vielleicht aber auch ein Beitrag zur Bündnispolitik.

Stephan Born: Erinnerungen eines Achtundvierzigers
Eingeleitet von Hans J. Schütz.
192 S. Text, 8 S. Abbildungen.
Hardcover 19,80 DM. Auslieferung Anfang September.

Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH
Postfach 200 189 · 5300 Bonn 2

konkret-*interview*

„Geduld ist keine Alternative"

Peter von Oertzen, Mitglied des SPD-Parteivorstands, im Gespräch mit KONKRET-Herausgeber Hermann L. Gremliza über die Osteuropa-Politik der Linken

KONKRET: Herr v. Oertzen, Sie haben in der »Frankfurter Rundschau« — und die »Welt« hat das gleich nachgedruckt — Ihrer Partei vorgeworfen, sie schweige vornehm, wenn es um die Unterstützung der sozialistischen Opposition im Ostblock gehe. Schließlich müsse es das letzte Ziel sozialdemokratischer Politik sein, an der Erschütterung und am Sturz der stalinistischen Bürokratie im Osten mitzuarbeiten. War das ein Ausbruch der »Wut und Verachtung«, von der Sie an anderer Stelle schreiben, oder halten Sie das wirklich für eine denkbare Politik?

v. Oertzen: Das halte ich für eine denkbare Politik, und im übrigen ist das kein Ausbruch von Wut und Verachtung, sondern bezeichnet einen politischen Standpunkt, den ich mein ganzes politisches Leben, also über 30 Jahre lang, eingenommen habe.

KONKRET: Sie haben im »Vorwärts« unlängst Ihre Hochachtung vor Ernest Mandel, dem Kopf der Trotzkistischen Internationalen zum Ausdruck gebracht. Mandel durfte unter einer sozialdemokratischen Bundesregierung nicht Hochschullehrer in Westberlin werden, er durfte seit 72 nicht einmal mehr in das Land, in dem er geboren ist, einreisen. Und Sie und Ihre politischen Freunde in der SPD konnten das nicht ändern. Jetzt durfte Mandel für einen Tag einreisen unter der Bedingung, daß er sein »Gastrecht« nur zu einem Protest gegen die Verurteilung Rudolf Bahros nützt. Was, glauben Sie, haben sich die Leute, die diese Auflage machten, dabei gedacht?

v. Oertzen: Die Leute, die diese Auflage gemacht haben, haben sich sicherlich gedacht, daß man einen Mann wie Mandel für sehr bestimmte politische Zwecke mißbrauchen könne. Ich glaube, daß dieser Versuch scheitern wird, scheitern muß, weil ein Mann wie Ernest Mandel, wie auch immer man ihn öffentlich darstellt, politisch nicht korrumpierbar ist.

KONKRET: Sie schreiben, es müsse selbstverständlich sein, daß die Auseinandersetzung über Bahro und mit den Stalinisten in Osteuropa nur von jenen glaubwürdig geführt werden können die auch in unserem Land Rechtsstaat und Bürgerfreiheit kompromißlos vertreten. Schön wär's! Tatsächlich wird diese Auseinandersetzung in Umfang und Tendenz von gerade denen bestimmt und funktionalisiert, die in der Bundesrepublik Rechtsstaat und Bürgerfreiheit immer weiter einschränken wollen.

v. Oertzen: Ich kann mir meine Bundesgenossen nicht aussuchen, und ich halte für eines der schlimmsten, weil sowohl dummen als häufig auch unehrlichen Argumente in solchen Diskussionen das Argument, man bekomme den Beifall von der falschen Seite. Ich kämpfe für die Meinungsfreiheit von Kommunisten hier in der Bundesrepublik Deutschland, obwohl ich kein Kommunist bin, und ich kämpfe gegen den Stalinismus auch dann, wenn Herr Strauß gleichzeitig vorgibt, gegen den Stalinismus zu kämpfen. Ich kann mir meine Verbündeten nicht aussuchen, und ich denke nicht daran, mir meine Haltung von solchen taktischen Rücksichten vorschreiben zu lassen.

KONKRET: Sie sagen, eine moralische Antwort genüge nicht, sondern man müsse eine politische finden. Ist es denn kein Ausweichen vor politischen Antworten und kein Rückzug auf eine moralische Position, wenn Sie sagen, Sie könnten sich Ihre Verbündeten nicht aussuchen? Ist nicht gerade die Frage nach Bündnissen und Bündnispartnern das Kriterium des Politischen?

v. Oertzen: Ich habe einen nicht präzisen Ausdruck gewählt: Es gibt natürlich weder zwischen Herrn Strauß in Sachen Kritik am Stalinismus, noch etwa zwischen der DKP in Sachen Kampf gegen politische Unfreiheit in der Bundesrepublik Deutschland und mir ein Bündnis. Ich möchte das anders formulieren: Ich kann mir diejenigen, die objektiv mit mir in einer bestimmten Situation in derselben Front stehen, nicht aussuchen.

KONKRET: Aber in dieser Front gibt es Leute, die die Tendenz, die Schlagrichtung, die Folgen bestimmen können, und Leute, die das nicht können. Wenn man in dieser Front der sehr viel schwächere Partner ist, muß man sich doch überlegen, ob man für die Folgen, die dieser »gemeinsame« Kampf haben kann, nachher noch gerade stehen kann.

v. Oertzen: Wenn man eine Auseinandersetzung beginnt, muß man mit der Situation rechnen, daß man sich am Anfang in einer schwachen Position befindet. Ich hoffe, daß die antistalinistische Linke in der Bundesrepublik Deutschland, wenn sie diese Auseinandersetzung wirklich ernsthaft zu führen begonnen hat, stark genug werden wird, daß sie nicht abhängig zu sein braucht von irgendwelchen reaktionären Kräften, die

scheinbar eine parallele Politik betreiben.

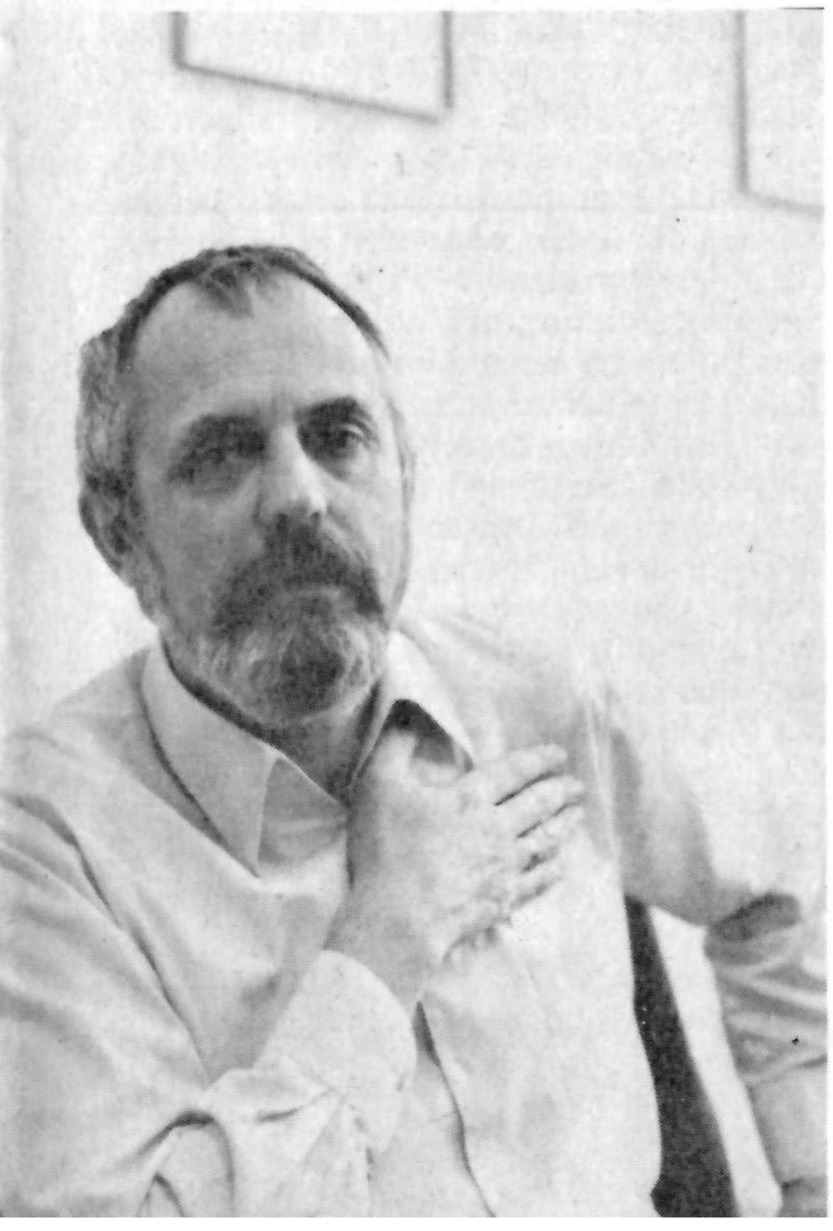
KONKRET: Sie haben sicher in der »Frankfurter Rundschau«, im »Stern« und auch in KONKRET gelesen, wie weit auf dem Weg zum Überwachungsstaat die Bundesrepublik ist. Finden Sie nicht, daß angesichts dieser inneren Bedrohung Sozialisten in diesem Land sich übernehmen, wenn sie nun als kleinste, um nicht zu sagen: 5. Kolonne mitarbeiten, die Verhältnisse in Osteuropa zum Tanzen zu bringen. Denn wenn sie erstmal tanzen, werden nicht Oertzen, Mandel, die Jusos oder Dutschke den Takt angeben, sondern bestenfalls die Leute, die gegen Mandel Berufs- und Einreiseverbot verhängen, und die Schüsse auf Dutschke auf dem Gewissen haben.

v. Oertzen: Das würde zutreffen, wenn wir weiterhin schwiegen. Wir müssen eben einmal anfangen, Verhältnisse zu schaffen, in denen die Kritik am Stalinismus und der Versuch, die Verhältnisse, die erstarrten Verhältnisse, im Ostblock zum Tanzen zu bringen, nicht nur oder in erster Linie von Herrn Strauß und von der Springer-Presse unternommen wird. Nur dann kann eine solche Kritik produktiv sein, wenn sie von solchen Kräften geführt wird, die eben nicht die objektiven Fortschritte und Errungenschaften in den stalinistischen Staaten zerstören wollen, sondern die die politische Verkrustung dort aufbrechen und den Weg zu einem wirklichen menschlichen und demokratischen Sozialimus öffnen wollen.

KONKRET: Am Schluß Ihres Aufrufs sagen Sie auch: »Die Verurteilung Bahros hat wieder einmal die tiefe innere Schwäche des Stalinismus gezeigt. Nutzen wir diese Schwäche. Der demokratische Sozialismus muß nicht nur hier, er muß auch drüben bekämpft werden.« Was auf dem Weg zum demokratischen Sozialismus ist denn in der Bundesrepublik schon erreicht?

v. Oertzen: In der Bundesrepublik ist auf dem Weg zum demokratischen Sozialismus, welchen Maßstab auch immer man anlegen mag, natürlich nicht sehr viel erreicht. Aber das wissen Sie genausogut wie ich.

v. Oertzen (beim Interview):
Den Ostblock zum Tanzen bringen?



KONKRET: Sie werfen der SPD vor, sie schweige vornehm zum Fall Bahro.

v. Oertzen: Nein, das habe ich nicht gesagt. Ich habe nicht gesagt, daß sie zum Fall Bahro vornehm schweigt, sondern zu den Aktivitäten der demokratischen und sozialistischen Opposition in den Gesellschaften und Staaten des Ostblocks.

KONKRET: Was müßte die SPD denn tun?

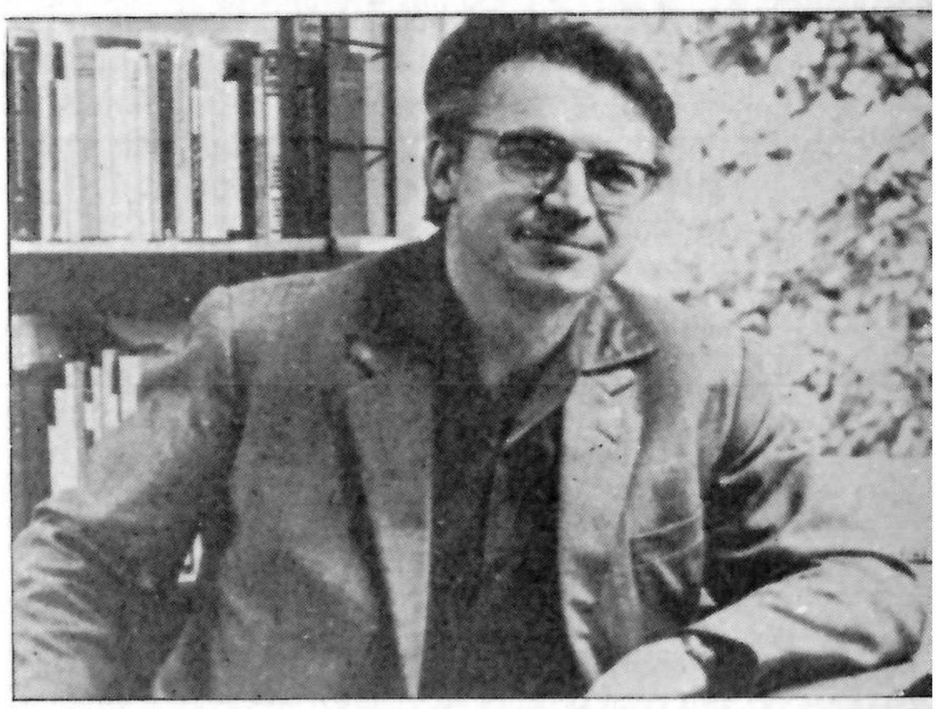
v. Oertzen: Mir schwebt vor: eine kontinuierliche materielle Unterstützung derjenigen Gruppen von Demokraten und vor allem demokratischen Sozialisten, die zu den Regimen in der CSSR, in Polen, in der Sowjetunion, aber auch in der DDR in Opposition stehen, eine materielle Unterstützung in Form der Unterstützung der hier vorhandenen Organisationen und ihrer Publikationsorgane. Ich würde es für gut halten, wenn die Sozialdemokratische Partei sich dazu entschließen könnte, nach gründlicher Vorbereitung und natürlich nach Abstimmung mit den betreffenden Freunden und Genossen auch einmal einen wissenschaftlich und politisch repräsentativen Kongreß zu Fragen der Entwicklung und der politischen und sozialen Struktur der stalinistischen Staaten abzuhalten, um diesen Genossen die Möglichkeit zu geben, auf einer öffentlichkeitswirksamen Plattform ihre sozialistische Kritik an den stalinistischen Staaten zu artikulieren. Ich halte es für schwer erträglich, daß diese öffentliche Kritik im wesentlichen von konservativen oder reaktionären Kräften geübt wird. Der konservativen oder reaktionären antistalinistischen Opposition steht beispielsweise in der vom Springer-Verlag herausgegebenen Zeitschrift »Kontinente« ein im höchsten Grade repräsentatives Organ zur Verfügung. Die linke antistalinistische Opposition hat keine solche Plattform.

KONKRET: Halten Sie unter den Bedingungen von Entspannungspolitik denn eine solche materielle Unterstützung einer sozialistischen Exilopposition nicht für — ich will es mal zugespitzt sagen — ein bißchen abenteuerlich? Die Entspannungspolitik, die ja doch die Grundlage für die Verhinderung eines dritten Weltkriegs ist, basiert darauf, daß West und Ost sich nicht in die Einflußsphäre des andern einmischen.

v. Oertzen: Ich halte diesen Einwand für geradezu grotesk. Denn eine der beiden Seiten denkt überhaupt nicht daran, sich an die von ihm entwickelten hehren Prinzipien zu halten. Der Ostblock mischt sich permanent politisch und materiell in die inneren Verhältnisse zum Beispiel der Bundesrepublik Deutschland ein. Niemand kann im Ernst zweifeln, daß — wie auch immer die finanziellen und organisatorischen Bindungen zwischen DKP und SPD bestellt sein mögen — die DKP eine politische Agentur der sowjetischen Politik und der DDR-Politik auf dem Boden der Bundesrepublik darstellt.

KONKRET: Die aber die politischen Verhältnisse in der Bundesrepublik nicht zum Tanzen bringt.

v. Oertzen: Das liegt an der Unfähigkeit der DKP. Und ich bin sehr froh darüber, daß sie so unfähig ist. Aber die Tatsache der Einmischung und die Tatsache, daß diese Einmischung der SED viele Millionen Mark wert ist, kann im Ernst nicht bestritten werden. Schon darin besteht die Waffenungleich-



DDR-Kritiker Bahro, DDR-Ankläger Mandel, Prager Sommer 68:
»Ich halte eine Revolution für erforderlich«

heit, daß der Standpunkt des westlichen Lagers im östlichen Lager nicht frei vertreten werden kann, während der Standpunkt des östlichen Lagers im westlichen Lager sehr wohl relativ frei vertreten werden kann.

KONKRET: Aber Sie wollen ja nicht etwa den vorherrschenden, den systembestimmenden Standpunkt des kapitalistischen Westens im Osten vertreten, sondern Sie wollen eine Diskussion vom Westen aus mitführen, die tatsächlich hier nur von Ohnmächtigen geführt wird. Hätte Bahro sein Buch hier geschrieben, wäre es ja wahrscheinlich, weil zu kommunistisch, nicht in dem DGB-Verlag EVA erschienen, und wenn es erschienen wäre, wäre es auf keine Bestseller-Liste gekommen, und Herr Bahro stünde heute vielleicht auf der Fahndungsliste des Bundeskriminalamts als Terror-Sympathisant.

v. Oertzen: Das mag alles ein, das letztere wäre für mich freilich kein Grund, die Kritik

am System des Stalinismus einzuschränken, sondern höchstens, meine Kritik an den west-deutschen Sicherungsorganen zu verschärfen. Aber im Grunde haben Sie nur das bestätigt, was ich gesagt habe. Es gibt hier in der Bundesrepublik Deutschland die Möglichkeit einer offenen Diskussion und offen organisierter politischer Aktivitäten für einen politischen Standpunkt, der identisch ist

„Bis an die Grenze eines 3. Weltkriegs"

mit dem politischen Standpunkt der Staaten des Ostblocks. Eine solche offene Diskussion gibt es im Bereich des Ostblocks nicht. Mein Ziel ist, die unzweifelhaft unter der Oberfläche vorhandenen Tendenzen zur inneren Differenzierung und zur kritischen Auseinandersetzung mit dem System von hier aus zu bestärken. Und ich sehe darin keinen Widerspruch zur Entspannungspolitik. Entspannungspolitik definiert der Ostblock ja als gleichzeitige Verschärfung des ideologischen Kampfes. Ich bin dafür, daß wir diese Herausforderung annehmen und diesen verschärften ideologischen Kampf auch führen. Ein solcher ideologischer Kampf findet natürlich dort seine Grenze, wo er etwa zu einer Gefährdung der Beziehung zwischen den Großmächten führen oder gar im Extremfall etwa die Gefahr eines dritten Weltkriegs heraufbeschwören müßte. Dort liegt eine Grenze, und diese Grenze wird ja auch — wie wir wissen — von der anderen Seite eingehalten. Aber alles, was diesseits dieser Grenze liegt, ist meiner Meinung nach nicht nur erlaubt, sondern ist auch erforderlich. Denn Entspannungspolitik ist überhaupt nur dann sinnvoll, wenn ein gewisses Machtgleichgewicht aufrechterhalten wird, und da ich dafür arbeite, die kapitalistischen Produktionsverhältnisse hier im westlichen Lager zu verändern, wäre es geradezu ein Erfordernis der Entspannungspolitik, dazu beizutragen, daß die stalinistischen politischen Verhältnisse im Ostblock parallel dazu auch verändert werden, damit möglicherweise der grundlegende gesellschaftliche Gegensatz zwischen den beiden Blöcken sich auflöst. Nur wird das sicherlich nicht auf dem Wege des »Wandels durch Annäherung« vor sich gehen.

KONKRET: Aber ist nicht die Voraussetzung dafür, einen Wandel in den sozialistischen Staaten Osteuropas in der von Ihnen gewünschten Richtung tatsächlich möglich zu machen, daß auf unserer Seite politische Verhältnisse herrschen, die einen solchen Wandel nicht gleichsetzen mit der Selbstaufgabe jener Staaten?

v. Oertzen: Ja, da stimme ich Ihnen zu, ich will ja auch das hier in der Bundesrepublik Deutschland bestehende System der wirtschaftlichen und sozialen Machtverteilung nicht aufrechterhalten, sondern tiefgreifend verändern.

KONKRET: Können wir denn erwarten, daß sich die Herrschenden in den kapitalistischen Staaten zurückhalten und nicht versuchen werden, Veränderungen in den östlichen Staaten zur Liquidierung des Sozialismus zu nutzen?

v. Oertzen: Also, ich halte diese Befürchtung für sachlich völlig unbegründet, wenn sie aber doch begründet sein sollte, für ein geradezu mörderisches Verdammnisurteil über den sogenannten realen Sozialismus. Ich würde mich entschieden und mit allem Nachdruck und mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln gegen eine äußere Einmischung, also eine militärische oder auch politisch-diplomatische Einmischung in die Verhältnisse der Staaten des Warschauer Paktes wenden, wenn dort irgendwelche revolutionären oder reformerischen Entwicklungen in Gang kommen sollten. Daß es solche Einmischungen in Übereinstimmungen beider großen Blöcke nicht gibt und nicht geben soll, halte ich für eine Errungenschaft der Entspannungspolitik, die ich bejahe. Im übrigen aber vermag ich nicht einzusehen, warum — wenn denn überhaupt so etwas wie ein Fortschritt auf dem Weg zum Sozialismus in den Ostblockstaaten erreicht sein sollte — die Einführung der politischen Demokratie und die Gewährung persönlicher, privater und politischer Freiheiten, die unstreitigen Errungenschaften oder gesellschaftlichen Veränderungen gefährden sollte. Ich kann mir das nicht vorstellen, daß die Arbeiterklasse der DDR, wenn man ihr das Recht gäbe, sich wirklich frei zu organisieren, etwa zum Privateigentum an den Produktionsmitteln und zur Alleinherrschaft des Unternehmers im Betrieb zurückzukehren wünschte. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Bevölkerung der DDR bereit wäre, ein Wirtschaftssystem zu akzeptieren, das zur Rückkehr von periodischer Arbeitslosigkeit führen müßte. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Bevölkerung der DDR auf ein Bildungssystem weitgehender sozialer Gleichberechtigung verzichten wollte. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Frauen der DDR bereit wären, auf die weitgehend gewährte rechtliche und auch soziale Gleichstellung zu verzichten, und das gilt meiner Meinung nach mindestens für die Sowjetunion und die weiterentwickelten übrigen Staaten des Ostblocks in ähnlichem oder in demselben Grade. Ich sehe also gar keine Gefährdung dieses materiellen Bestands der Gesellschaften des realen Sozialismus, wenn

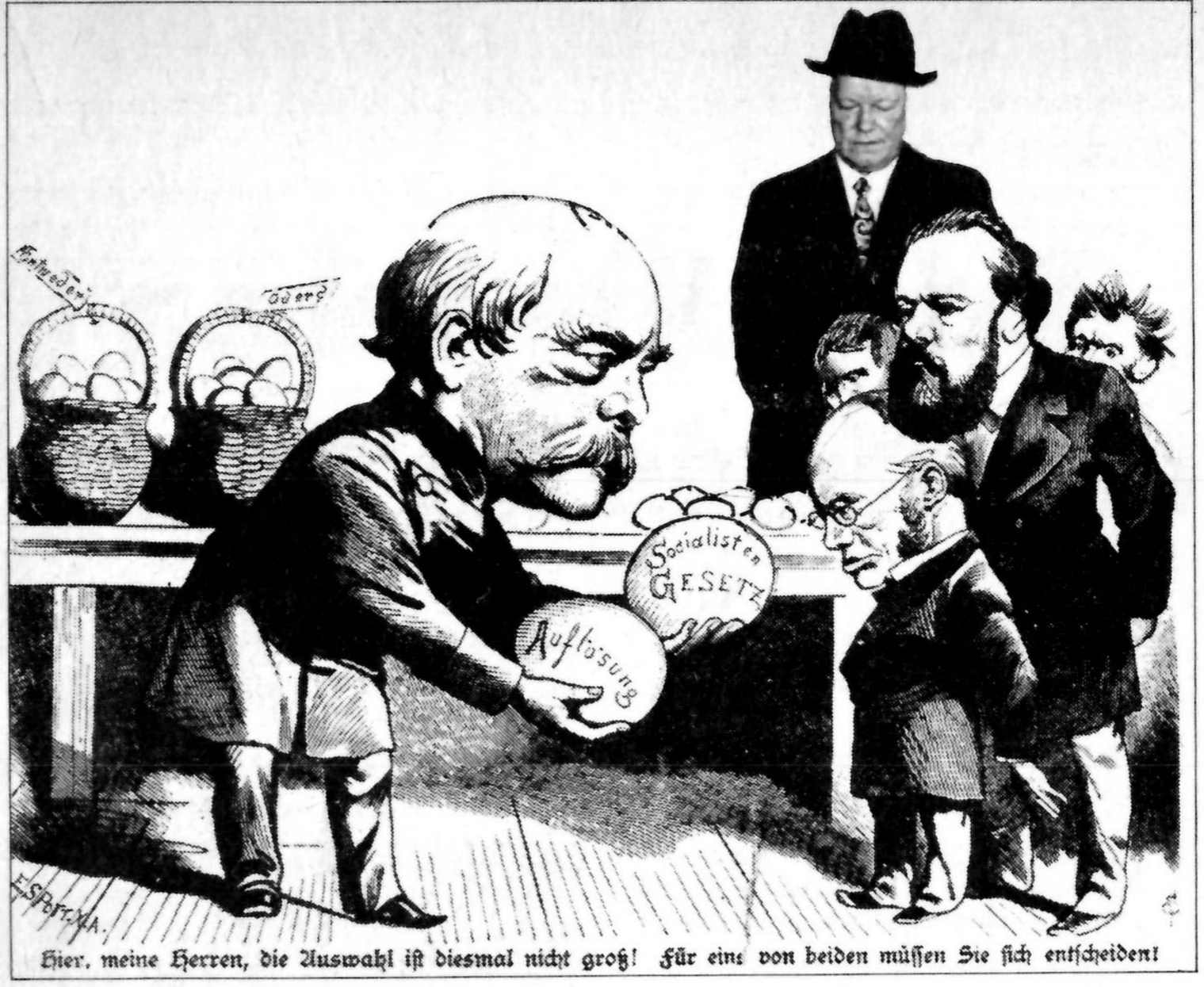
„Die Menschen wissen, was sie dem Sozialismus verdanken"

ihm nun noch die politische und die wissenschaftliche und die geistige Freiheit und die Koalitionsfreiheit und die Vereinigungsfreiheit hinzugefügt werden. Ich bin der festen Überzeugung, daß die Mehrheit der Menschen in der DDR, wie 1968 in der CSSR, und auch gerade in der Sowjetunion sehr wohl selber wüßte, was sie den ökonomischen und sozialen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte verdankt. Es gibt sicherlich eine Minderheit, die jene Freiheiten benutzen würde, um sich noch zusätzliche oder neue Privilegien zu verschaffen, das will ich nicht leugnen. Aber ich bin der festen Überzeugung, daß die meisten Menschen von den ihnen gewährten oder von ihnen erkämpften politischen Mitbestimmungs- und persönlichen Freiheitsrechten in den Grenzen des Irrtums und den Grenzen der menschlichen Schwäche einen fortschrittlichen Gebrauch machen würden. Denn wenn wir nicht glaubten, daß Menschen ihre wahren Interessen erkennen und daß sie diese wahren Interessen mit einem Mindestmaß an Konsequenz und Vernunft verfolgen, müßten wir den Kampf für den Sozialismus unter dem Kapitalismus doppelt und dreifach für aussichtslos halten.

KONKRET: Wir halten den Prozeß, der da hinführt, für sehr viel langwieriger. Sie haben vor Beginn unseres Gesprächs den bei Daimler-Benz kämpferisch streikenden Arbeiter erwähnt, der zu Hause in seinem Dorf CDU wählt. Die heute in der DDR Lebenden sind in Familien aufgewachsen, deren psychische und intellektuelle Grundstruktur eher vom Kaiserreich und vom Faschismus geprägt war als von sozialistischen Kategorien. Der Weg zu neuem Bewußtsein und neuen Haltungen, neuen psychischen Formungen, wird eben sehr viel länger sein, als die marxistischen Klassiker sich das vorgestellt haben.

„Stalinistische Systeme sind keine Klassengesellschaften"

v. Oertzen: Ja, aber ich glaube, daß die Frage der Dauer nur das eine Problem ist. Eine andere Frage ist, ob die Alternative zu meinen Vorstellungen, die Sie hier andeuten, überhaupt eine Alternative ist. Es ist meine Überzeugung, daß die Monopolisierung der politischen Macht, wie sie meiner Meinung nach alle sonst durchaus unterschiedlich strukturierten stalinistischen Systeme auszeichnet, sich nicht von selbst aufheben wird. Jede geschichtliche Erfahrung widerspricht der Behauptung, daß eine abgesonderte und über das Monopol der politischen Macht verfügende Gruppe (ich will nicht von Klasse sprechen, denn ich bin der Überzeugung, daß die stalinistischen Systeme keine Klassengesellschaften sind) freiwillig einen Prozeß der wirklichen Demokratisierung einleiten wird. Wenn Sie für Abwarten plädieren, plädieren Sie dafür, den unbefriedigenden Zustand dieser nichtkapitalistischen und nichtsozialistischen Gesellschaften, wie ich sie einmal ganz neutral nennen möchte, für unabsehbare Zeit zu verlängern. Ich halte einen qualitativen Bruch in der dortigen Entwicklung, also das, was man schon eine politische Revolution nennen könnte, für erforderlich, wobei ich hinzufüge, politische Revolution braucht nicht zu heißen, Barrikadenkampf und Blutvergießen, sondern kann auch — sagen wir mal — ein Aufsprengen der erstarrten politischen Form bedeuten, wie es sich etwa im Sommer 1968 in der CSSR angedeutet hatte. Aber darauf zu vertrauen, daß das irgendwie auf dem Wege der Entstalinisierung und der inneren Reform gewissermaßen von allein sich ergeben könnte ohne Druck, ohne Forcierung der inneren Auseinandersetzung in diesem System, das halte ich für eine Illusion. Deswegen ist Ihr Appell, Geduld zu haben, für mich keine Alternative, weil ich das Ergebnis dieses Geduldhabens nicht sehe.



Hier, meine Herren, die Auswahl ist diesmal nicht groß! Für eins von beiden müssen Sie sich entscheiden!

Gedenktage

Wann wir hinken Seit' an Seit'

Walter Boehlich über die Feier zum hundertsten Jubiläum des Sozialistengesetzes

In der Frankfurter Paulskirche hat am 11. Juni unter der Ägide der Friedrich-Ebert-Stiftung eine festliche Veranstaltung stattgefunden, deren Thema lautete: »100 Jahre Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie«. Das berüchtigte Gesetz ist zwar nur ein Dutzend Jahre in Geltung gewesen, aber die Überzeugung, daß die Sozialdemokraten gemeingefährlich, vaterlandslose Gesellen, potentielle Revolutionäre, Reichs- oder Staatsfeinde, der Untergang Deutschlands und was immer seien, lebt gegen jede politische Erfahrung im konservativen Lager fröhlich weiter.

Die verachteten, die geächteten Sozialdemokraten haben die Sozialistengesetze überlebt; längst tragen sie Regierungsverantwortung. Die Machtlosen von 1878 sind mächtig geworden und, weil mächtig, auch an ihrer Machterhaltung interessiert. Die einst Verfolgten empfinden sich als Bürgen der Demokratie. Wenn sie sich nun an die Zeit erinnern, in der ihre Organisationen verboten, ihr Vermögen, ihre Unterstützungskassen beschlagnahmt wurden, in der die Herren der Montanindustrie jeden Arbeiter feuerten, der sich zu ihnen bekannte, was sagen sie dann von denen, die heute an ihrer Stelle stehen, die mit den fast wörtlich gleichen Argumenten zwar nicht mehr als Reichsfeinde, aber als Verfassungsfeinde an der Ausübung allzuvieler Berufe gehindert werden, was sagen sie dazu, daß sie, die einst Verfolgten, nun selbst zu Verfolgern geworden sind? Sie sagen nichts, sie finden keine Worte.

Vor der Paulskirche stand eine Gruppe derer, die unter dem Radikalenerlaß von 1972 leiden, in der Paulskirche saßen die geladenen Gäste, sprachen die Repräsentanten sozialdemokratischen Herrschens, aber sie sprachen nicht über die innerstaatliche Feinderklärung von heute, sondern von den Leiden und Taten von gestern. Sie sprachen davon, obwohl sie wußten, wer da draußen stand, obwohl sie, im Parlament und in Parteigremien wenigstens, ihre Mitwirkung am Radikalenerlaß bedauern, ihn für hinfällig erklären. Sie nutzten die Veranstaltung in der Paulskirche vor allem, um Stimmung für die sozialliberale Koalition zu machen, und deswegen wohl hatten sie sie auf den beginnenden hessischen Wahlkampf terminiert, denn der 11. Juni, das war ja nicht der Tag, an dem das Sozialistengesetz verkündet wurde, sondern der Tag der Parlamentsauflösung, die eine Mehrheit für das Sozialistengesetz erst bringen sollte.

Bei manchen Gelegenheiten hat der Hauptredner des Festaktes, Willy Brandt, zu erkennen gegeben, daß er den Radikalenerlaß aus der Welt schaffen möchte, und wenn er ihn auch nicht aus der Welt schafft, so muß er seine Partei doch vom Odium des Berufsverbots befreien, wenn seine Pläne mit der Sozialistischen Internationale nicht scheitern sollen. Es sind in der Paulskirche viele gescheite Worte über die Abkoppelung der deutschen gesellschaftlichen Entwicklung von der gemeineuropäischen gefallen, aber keins darüber, wie schwer es der SPD fallen wird, sich endlich wieder an den europäischen Sozialismus anzukoppeln. Dadurch zum Beispiel, daß sie Freiheit und Grundrechte auch der Andersdenkenden verteidigt, sich löst von Feindbildern der Vergangenheit.

Einen ganz kleinen Schritt in diese Richtung wollte offenbar der hessische Ministerpräsident Holger Börner tun. Er wollte ihn tun, aber er tat ihn nicht. Er sagte: »Wollen wir nicht Gefangene unserer eigenen geschichtlichen Vergangenheit bleiben, dann müssen wir prüfen, wie wir in Gegenwart und Zukunft Freiheit und gesellschaftlichen Fortschritt aktiv sichern.«

In seinem Redemanuskript aber ging der Satz weiter: »um damit zugleich Verbot und Unterdrückung von uns und andern abzuwenden«.

Er hat es bewenden lassen bei der Forderung nach Freiheit und Fortschritt und nicht mehr sagen können oder mögen oder dürfen, wofür er Freiheit und Fortschritt fordert. Dort, wo der Radikalenerlaß aus historischen und aktuellen Gründen unter allen Umständen hätte verurteilt werden müssen, ist er nicht einmal erwähnt worden, so wenig wie der konkrete Inhalt des Sozialistengesetzes. Erwähnt wurde stattdessen in großer Ausführlichkeit und ziemlich unfrei nach Franz Mehring die Geschichte der SPD, der staatsfreundlichen, der staatstragenden SPD, die so freilich einschnurrte auf die Zeit zwischen Lassalle und Schumacher die so einschnurrte, daß Marx und Engels, auf die sich diese Partei ja doch wohl auch einmal gegründet hat, nur beiläufig genannt wurden.

Nun, Willy Brandt hat auch von Fehlern und Schwächen der SPD gesprochen, allerdings kaum von 1914, kaum von 1933, wohl aber wenigstens von 1918 und 1932. Er kam auf den Legalismus der SPD zu sprechen, auch auf den berühmten Satz: »An unserer Gesetzlichkeit müssen unsere Feinde zugrundegehen«. Das war das einzige Mal in eineinerviertel Stunde, daß er den Faden verlor, sich verhedderte, ins Stocken geriet. Er hatte sagen wollen, daß der Wangener Parteitag von 1880 gefordert habe, den Kampf mit allen Mitteln zu führen, nicht: mit allen *gesetzlichen* Mitteln — daß das Wort *gesetzlich* auf Mehrheitsantrag also gestrichen worden sei. Das auch wirklich zu sagen, hat er nicht fertiggebracht. Daß die SPD in einer Periode der Unterdrückung einmal ein Handeln außerhalb der Legalität für möglich gehalten hat, wollte nicht über seine Lippen.

So mächtig ist das Legalitätsdenken in dieser Partei — oder, mit andern Worten: so sehr verdrängt sie ihre historisch gerechtfertigten ehemaligen revolutionären Tendenzen, so sehr verdrängt sie ihre radikalen Ursprünge. Das zeigte sich noch einmal zu Ende der Festveranstaltung, beim gemeinsamen Schlußgesang. Da wurde natürlich nicht die Internationale gesungen, aber auch keineswegs: »Brüder, zur Sonne, zur Freiheit«, sondern das hilflose Idyll 'Wann schreiten wir Seit' an Seit', dessen Text auf jedem Stuhl lag, damit alle mitsingen konnten. Ein Verfassername war nicht genannt, aber man kennt ihn. Das Lied ist von Hermann Claudius, einem Hamburger Volksschullehrer, der einmal Sozialdemokrat gewesen war, sich 1933 aber den Nazis zuwandte und ein Gedicht auf den Führer verfaßte mit dem Erfolg, daß 'Wann wir schreiten' in den zwölf tausend Jahre langen Jahren von allen Parteiorganisationen gesungen worden ist.

Jetzt singt es wieder die SPD.

Nr. 58 – Febr. '78: „Wir sind das Herz des Volkes": Interview mit einer Bürgerwehr / Die Gewalt des Normalen / Uniformität und Bürgerkriegslogik / Verteidigung der Literatur gegen staatliche Umtriebe

Nr. 59 – April '78: Das organisierte Chaos: Alltag in Übergangsgesellschaften / Der Sprung in die Badewanne – Zur aktuellen Lage in der DDR / Über die Veröffentlichung skandalöser Gefühle: Nachbemerkungen zur Reaktion auf den ‚Buback-Nachruf'

Nr. 60 – Juli '78: Französischer Strukturalismus und ‚neue Philosophen' in Deutschland / Die Philosophie aufs Neue: Interviews mit Deleuze und Levy Eine neue Praxis der ‚BUF-Mescaleros?/ Die innere Kolonisation – Strategien der CDU

POLITIKON

Vertrieb: PROLIT-Buchversand, 63 Giessen, Postfach 2969 – **Einzelpreis:** DM 2,-
Abo: (4 Hefte + Vers.): DM 7,- / (6 Hefte): Dm 10,- / (8 Hefte): DM 12,-
Abo Preis bitte mit dem Vermerk: Politikon-Abo ab Nr. ... auf das Postscheckkonto Hannover 87377 - 300 (Politikon) einzahlen.

Probeexemplare gegen 70 Pf. Rückporto (in Briefm.) bei der Redaktion Politikon, 34 Göttingen, Postfach 640.

Massenmörder

Das süße Leben der Nazis im Knast

Der Schriftsteller Peter Paul Zahl kämpft mit einem Hungerstreik gegen Isolierhaft. Wie dagegen NS-Verbrecher in einer Haftanstalt behandelt werden, schildert Gerhard Menzell

Hamburgs Strafanstalt II in Fuhlsbüttel ist annähernd 100 Jahre alt. Einst war es das ausbruchssicherste Zuchthaus Deutschlands. Zwischendurch war es Konzentrationslager, kurz KOLAFU.

Heute leben hinter den dicken Mauern von SANTA FU 570 Häftlinge, darunter eine Riege, die von Otto Normalverbrecher *erwartet,* mit 'Sie' und 'Herr ...' angesprochen zu werden. Eine Riege, die Privilegien genießt, von denen die übrigen Knackis nur träumen dürfen.

Da ist zunächst der ehemalige Gestapo-Chef von Warschau, einst Herr über Leben und (meist) Tod hunderttausender von Menschen. Sein »Führer« ließ ihn zum Dank und in Anerkennung eines Ausrottungsbewußtseins die Stufenleiter der SS bis zum Obersturmbannführer hinaufstolzieren: Dr. jur. Ludwig Hahn (70), Gefangenenbuchnummer 7370, wohnhaft im Appartement 135 der Station A/IV. Ein Schwurgericht hat ihn 1973 wegen Beihilfe zum Mord an unzähligen Menschen zu einer Freiheitsstrafe von 12 Jahren und 1975 wegen gemeinschaftlichen Mordes an mindestens 230.000 Menschen zu lebenslanger Freiheitsstrafe verurteilt.

Von diesen Strafen hat Hahn, nachdem er wiederholt vom Vollzug einer Untersuchungshaft verschont wurde, erst etwa 6 Jahre verbüßt. 'Beschäftigt' wird Hahn in SANTA FU vom Hamburger Staatsarchiv (mit drei Gleichgesinnten und vier Normal-Knackis). Er erledigt Registerarbeiten und erhält für diese Tätigkeit vom ersten Tage an die höchste Lohnstufe (V) mit derzeit täglich 5,84 Mark zuzüglich einer 'Leistungszulage' von 22 Prozent.

Hahn hat auch eine Frau (mit einer — seiner — dicken Pension), die ihn besucht. Dürfen die zu einer zeitigen Freiheitsstrafe verurteilten Gefangenen alle zwei Wochen für zwei Stunden einen privaten Besuch empfangen, so ist dem Hahn seitens des Hamburger Strafvollzugsamtes eingeräumt worden, *jedes* Wochenende für zwei Stunden den Besuch zu empfangen (obgleich auch er zunächst einmal die verhängte Freiheitsstrafe von 12 Jahren, also eine zeitige Strafe verbüßt).

Aber nicht genug damit: »Sonderbesuche«, die einem Normal-Knacki nur im *begründeten* Ausnahmefall und auch dann nur nach vorangegangenem *schriftlichen* Antrag gewährt werden können, gehören bei Hahn zum Alltag. So bleibt es seiner Frau und seinen sonstigen Familienangehörigen (eine nicht ganz kleine und zudem recht einflußreiche Sippe) unbenommen, ihn *zusätzlich* zum Wochenend-Regelbesuch auch werktags zu besuchen, was durchschnittlich drei- bis viermal pro Woche geschieht.

Warschauer Getto:
Mord an 230.000 Menschen

Hahn braucht dafür auch keine schriftlichen Anträge zu stellen. Es genügt, wenn sich seine Angehörigen kurz vor dem beabsichtigten »Sonderbesuch« telefonisch anmelden.

»Für diese »Regelung« hat sich der evangelische Anstaltsgeistliche Pastor Steller stark gemacht, der im übrigen auch keine Gelegenheit ausläßt, seinen »lieben Herrn Doktor« (»... Guten Tag, lieber Herr Doktor, wie geht es Ihnen denn heute?«) in seiner Zelle aufzusuchen. So hat Hahn über den Anstaltsgeistlichen jüngst auch eine »Betreuerin« bekommen: Seine eigene Frau. Und da Betreuerinnen der Gefangenen einen besonderen Status genießen, darf Frau Hahn nun *zu jeder Tageszeit* die Anstalt betreten, um ihren »Probanden« zu sprechen. Dies tat sie auch anläßlich eines Konzerts für die Insassen der Anstalt am 19. April 1978, dem sie an Seite ihres »Probanden« beiwohnte. Daß Hahns Frau beim Betreten der Anstalt auch nicht mehr durchsucht wird — eine Prozedur, der sich sonst *alle* Besucher unterziehen müssen — versteht sich unter

dem besonderen Status der »Betreuerin« schon fast von selbst.

Natürlich muß Hahn seine Zelle nicht etwa selbst reinigen. Dafür hat er einen 'Normal-Knacki' (Typ Hausmann) engagiert, der alles putzt und bohnert (einschließlich seines Thrones) für hin und wieder eine Zigarre oder etwas Tabak, je nach sozialer Wetterlage des Zellenherrn.

Daß dem Hahn am 21.8.1977 eine 10-stündige 'Ausführung' bewilligt wurde, damit er an der Taufe seiner Enkelin teilnehmen konnte (»Ausführung« gleich Tagesausgang in die Privatwohnung in Begleitung eines SANTA FU-Sheriffs), scheint auf den ersten Blick gar nicht so beachtenswert. Das wird es erst, wenn man weiß, daß seinen zu zeitiger Freiheitsstrafe verurteilten Mitgefangenen in aller Regel »Ausführungen« zur Beerdigung eines Angehörigen oder zur fachärztlichen Untersuchung in einem öffentlichen Krankenhaus grundsätzlich verweigert werden — entweder wegen Fluchtgefahr, oder Personalnot, oder unter Hinweis auf eine Verfügung des Hamburger Strafvollzugsamtes, wonach eine 'Ausführung' nur bei lebensbedrohlichen Erkrankungen oder Todesfall des nächsten Angehörigen möglich sei.

Nur ein paar Monate später, nämlich im Januar 1978, wurde Hahn erneut eine 10-stündige 'Ausführung' bewilligt, damit er seinen 70. Geburtstag im Kreis seiner Familie feiern konnte. (Weihnachten 1977 hatte er noch keinen Urlaub gekriegt. Damals brüllte er über den Flur: »... Das ist doch eine verdammte Schweinerei! Diebe und Betrüger, dieses asoziale Gesockse, all die bekommen Urlaub und ich nicht; das nennt sich nun Rechtsstaat; pfui Deibel!«)

Da man in Hahns Alter öfter Enkel bekommt, die getauft werden können, gab's für den Strafgefangenen Nr. 7370 am 7. Juli

»Das nennt sich nun Rechtsstaat, pfui Deibel!«

1978 wieder eine zehnstündige Ausführung. Diesmal gar ohne Begleitung eines Sheriffs: Zur Taufe wurde Hahn von Pastor Steller standesgemäß begleitet.

Selbstverständlich durfte Hahn bereits statt Anstaltskleidung vollständige Zivilkleidung tragen zu einem Zeitpunkt, als es dem Knacki-Normalbürger noch verboten war. (Inzwischen läßt das Strafvollzugsgesetz für alle Gefangenen die Möglichkeit offen, Zivilkleidung zu tragen.) Hahn genießt auch das Vorrecht, beim monatlichen sog. 'Einkauf' (Rauchwaren, Zusatznahrungsmittel u. Toilettenartikel aus dem erarbeiteten Verdienst) sich nicht in die Schlange der Wartenden einordnen zu müssen, sondern *direkt und sofort* abgefertigt zu werden. Auch vom *gemeinschaftlichen* Duschen ist er befreit und darf stattdessen früh morgens (bereits zwischen 6.00 Uhr und 7.00 Uhr) ein Einzel-Wannenbad nehmen.

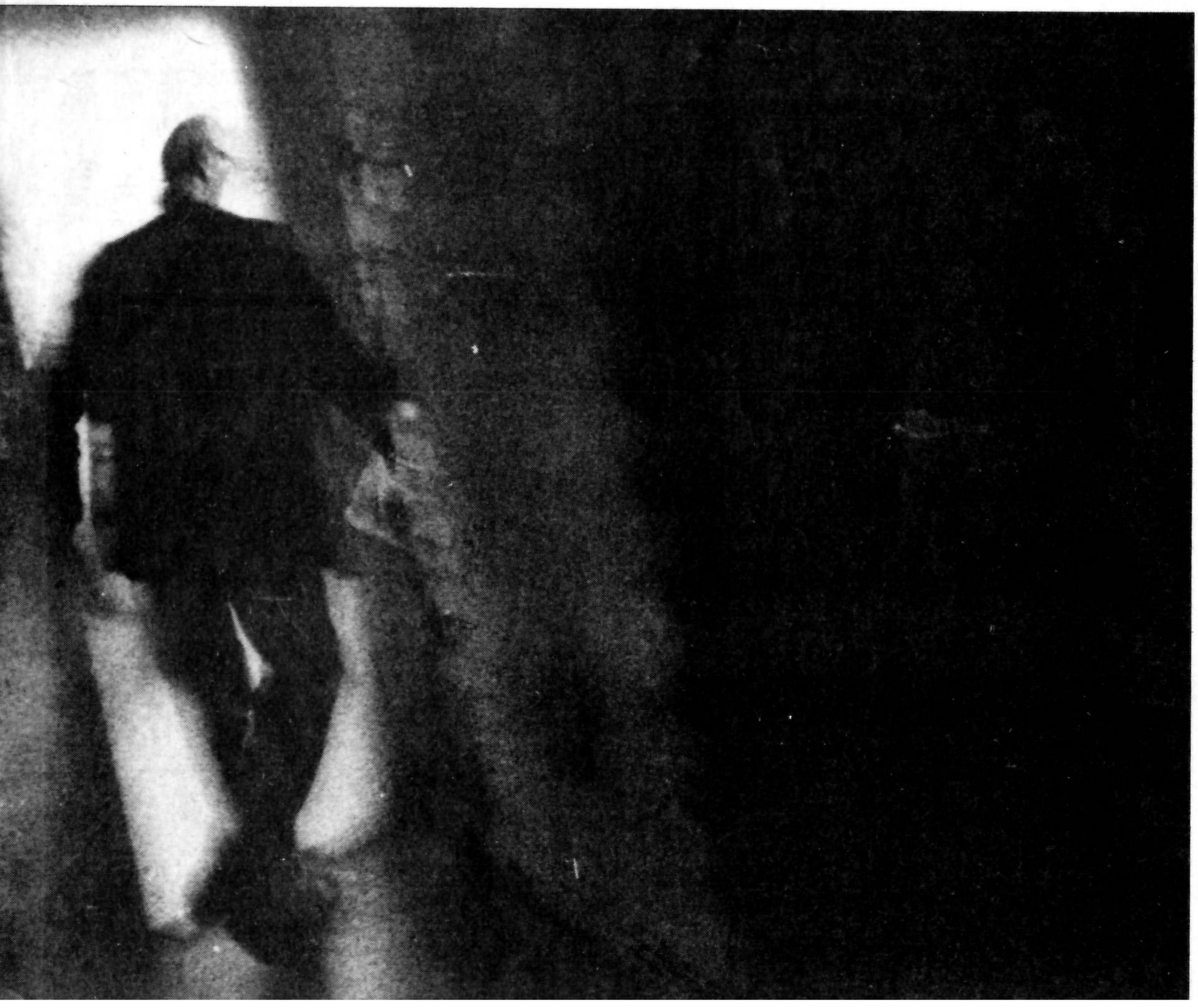
Neben der Tageszeitung »Die Welt« und der Funkillustrierten »Hör zu« darf Hahn auch die Zeitschriften bundesdeutscher Organisationen der ehemaligen SS beziehen (Anderen Knackis werden »linkslastige« Zeitschriften vorenthalten, weil diese »die Sicherheit und Ordnung der Anstalt« gefährden (selbst der »Berliner Extra-Dienst« wird nicht ausgehändigt).

Ein (inzwischen versetzter) Abteilungsleiter dieser Fuhlsbütteler Anstalt hat mir voller Pathos erklärt, daß nach seiner Auffassung 'NS-Täter' zwar durch »Schuldausspruch« abgeurteilt werden sollten, daß es aber *eine Schande* sei, diese Leute auch noch einzusperren: »Denn die sind schließlich sonst immer gradlinig durch's Leben gegangen und werden ganz sicher nicht rückfällig.«

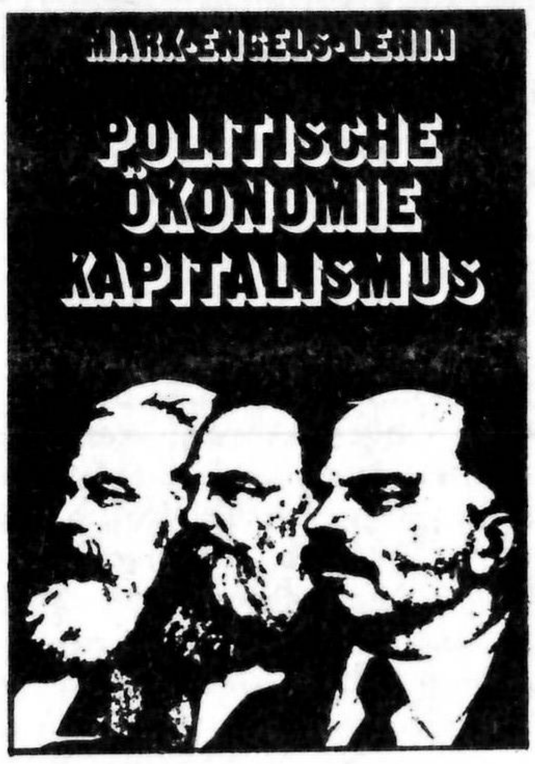
Ein paar Türen neben Hahn, nämlich im Appartement 139 auf der gleichen Station, residiert ein Mann, dem der NS-Staat Gelegenheit bot, in Polen 148 Juden *eigenhändig* zu ermorden. Seine Sadismen und phantasievollen Sonderquälereien kannten keine Grenzen. Einem Mann ließ er beide Hände abhacken, er hängte Frauen, Kinder und Greise, machte in weißer Phantasieuniform auf einem Schimmel reitend mit seiner Pistole Treibjagd auf Menschen, erschoß Kinder, ja Babies im Arm ihrer Mütter; stieß wehrlose alte Menschen und Kinder in tiefe Gruben und ließ diese dann mit Chlorkalk zuschütten, erschoß jeden, der zufällig seinen Namen (Rosenbaum) trug (»... es gibt nur einen Rosenbaum und das bin ich ...«).

Gemeint ist der ehemalige SS-Untersturmführer Wilhelm Rosenbaum (62), Gefangenenbuchnummer 4091. Verurteilt zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe, von der er etwa 16 Jahre verbüßt hat, davon allein 7 Jahre in Untersuchungshaft mit allen sich aus dieser 'Haftart', der die sogenannte Unschuldsvermutung noch zugrunde liegt, ergebenden Vorteilen und Freizügigkeiten.

SANTA FU beherbergt ihn seit 1970, allerdings mit immer wiederkehrenden Haftunterbrechungen. Mal, weil seine Frau krank war, dann, damit das Geschäft seiner Frau nicht kaputtging, und natürlich immer dann, wenn er sich nicht ganz wohlfühlte. Oder aber, weil mal wieder Weihnachten war. Wie im Dezember 1976, als die Gnadenkommission der Justizbehörde ihm über den Weg einer auf zunächst sechs Monate begrenzten Strafunterbrechung eine weiße Weihnacht, einen grünen Frühling und ei-



Ehemaliger Gestapo-Chef von Warschau, Ludwig Hahn, im Gefängnis von einem Mithäftling photografiert: »Der ist immer gradlinig durchs Leben gegangen und wird bestimmt nicht rückfällig«



Marx, Engels, Lenin

Zur politischen Ökonomie des Kapitalismus

Ein Nachschlagewerk, herausgegeben von Robert Katzenstein und Heinrich Peter
792 Seiten, gebunden DM 24,80

„Es handelt sich also, wenn man so will, um einen in Buchform gebrachten Zettelkasten. Darin vor allem besteht für den Benutzer der Gebrauchswert des Buches. Das Buch kann für den äußerst nützlich sein, der im Zusammenhang mit kritischem Studium bestimmter Marx-, Engels-, Lenin-Interpretationen sich ihres authentischen Standpunkts versichern möchte, der im Zusammenhang mit Bildungsabenden oder Diskussionen auf bestimmte Probleme gestoßen ist, zu denen er den Klassikerstandpunkt textoriginal kennen möchte.
Es ist unvermeidlich, daß mit einem solchen Werk viele Fragen und Probleme gestellt werden, deren Klärung in den weiteren Diskussionsprozeß eingeschlossen ist. Dies berührt jedoch die Tatsache nur am Rande, daß uns mit diesem Buch ein sehr brauchbares wissenschaftliches Hilfsmittel zur Hand gegeben ist."
(Marxistische Blätter, 3/1978)

N. I. Kondakov

Wörterbuch der Logik

1. Auflage, ca. 3000 Stichworte, 650 Seiten, Leinen, DM 28,–

Fast 3000, dem neuesten Stand der internationalen Forschung entsprechende Artikel geben umfassend Auskunft über die Errungenschaften der logischen Wissenschaft von heute. Da die Logik, besonders in Gestalt ihrer modernen Form, der mathematischen Logik, heute zu einer der wichtigsten Wissenschaftsdisziplinen geworden ist, gibt es fast kein Gebiet in der Wissenschaft und Technik, wo sie keine Anwendung findet. Es werden grundlegende Termini und Begriffe solcher an die formale Logik angrenzender wissenschaftlicher Disziplinen wie der Kybernetik, Mathematik, Informatik, Psychologie, Sprachwissenschaft, Rhetorik, Erkenntnistheorie und Methodologie in einer Form dargestellt, die einem breiten Leserkreis zugänglich ist.

Bitte fordern Sie unseren kostenlosen Verlagskatalog an. Versand direkt beim Verlag bestellter Bücher per Nachnahme.

verlag das europäische buch **deb**

Thielallee 34, 1000 Berlin 33

nen goldenen Lebensabend bescheren wollte. Eine anhaltende Empörung vor allem bei jüdischen Organisationen und ein ungeschicktes Lavieren des damaligen Justizsenators Prof. Ulrich Klug brachte diesen Plan einer »stufenweisen Begnadigung« dann doch zum Scheitern — und Rosenbaum mußte im Juni 1977 erneut seine Zweitwohnung in SANTA FU beziehen.

Gleich Hahn genießt auch Rosenbaum seitens der Anstaltsleitung, als auch seitens des Strafvollzugsamtes Privilegien und 'Vergünstigungen' wie sie eben nur Alt-Nazis vorbehalten sind.

Und als 1976 die KB-Zeitung »Arbeiterkampf« über die Begünstigungen Rosenbaums schrieb, erwirkte der eine einstweilige Verfügung, wonach der »Arbeiterkampf« die Bevorzugung nicht mehr Bevorzugung nennen durfte. Und beflügelt durch diesen Erfolg beantragte Rosenbaum dann weiter, der Zeitung von Gerichts wegen zu untersagen, »... meinen bürgerlichen Namen zu erwähnen, um meine Resozialisierung nicht zu gefährden.«

Bis zu seiner (vorerst letzten) Strafunterbrechung im Dezemer 1976 arbeitete auch Rosenbaum standesgemäß für das Hamburger Staatsarchiv; nach seiner »Heimkehr« im Juni 1977 übertrug ihm die Hamburger Staatsbibliothek — in Anbetracht seiner angegriffenen Gesundheit nur leichte — Papierarbeiten, d.h. seitdem alphabetisierte »Wilhelm der Große« Karteikarten. Er bekam dafür den Lohn der Stufe IV (täglich DM 5,23 zuzüglich einer Leistungszulage). Er marschierte dann zum Arzt (wenn er sich beobachtet fühlt, mit einem Handstock, sonst mit ruhig festem Schritt) Fazit nach dieser Konsultation: Rosenbaum bekam a) den Status eines 'Rentners' und darf sich b) täglich ab 13.00 Uhr bis in den Abend hinein auf dem Anstaltshof erholen, sonnenbaden oder dergleichen gesundheitsfördernde Übungen mehr. (Für alle anderen Knackis ist laut Hausordnung die tägliche Freistunde auf dem Anstaltshof auf 60 Minuten begrenzt!)

Aber wer nun meint, daß Rosenbaum dann für seine Halbtags-Arbeit auch nur den halben Lohn bekommen würde, der irrt. Das wäre zwar bei jedem 'Normal-Knacki' der Fall, nicht aber bei Rosenbaum. Denn Knackis gibt es viele, einen Wilhelm Rosenbaum aber nur einmal.

Einmalig auch sein standesbewußtes Verhalten innerhalb des Hauses: Trieb er doch bis zu seiner Strafunterbrechung im Dezember 1976 mit stillschweigender Duldung der Anstaltsleitung einen schwunghaften Handel mit Pornographie, so befriedigt es ihn nunmehr, seine Freunde in höheren Regionen zu suchen. Nämlich dergestalt, daß er u.a. seinem Abteilungsleiter *jeden Morgen* rapportiert, was sich so den vergangenen Tag über auf der Station zugetragen hat.

Im Mai 1977 sorgte die Anstaltsleitung dafür, daß Rosenbaum der 'Kommission für die Verlegung in die Sonderanstalt Bergedorf' vorgestellt wurde. Mit diesem Trick sollte erreicht werden, daß Rosenbaum »im Weg der Resozialisierung« von Bergedorf aus frei in der inzwischen auf die Größe eines Kiosk zusammengeschrumpften Firma seiner Frau arbeiten könnte und nur noch nachts in der Anstalt zuzubringen hätte. Aber diese Rechnung ging nicht auf. Die Kommission lehnte Rosenbaums Aufnahme in die Sonderanstalt Bergedorf kurzerhand ab.

Wie Hahn wird auch Rosenbaum einer großzügigen Urlaubsregelung teilhaft, die es ihm ermöglicht, gegenüber einem simplen Knacki etwa das doppelte an Tagen ungesiebte Luft atmen zu können. Bereits im ersten Tertial 1978 verbrachte Rosenbaum 11 Tage im Kreise seiner Lieben daheim, obgleich die Vorschriften über die Allgemeine Urlaubsregelung nur fünf Tage zulassen. Rosenbaum darf auch aus jedem Urlaub vollbepackt (mit Lebens- u. Genußmitteln) in seine Fuhlsbütteler Zweitwohnung zurückkehren, während der Normal-Knacki noch nicht einmal eine einzige Zigarette mit in die Anstalt bringen darf.

Auch Rosenbaums Hütte wurde bis etwa Ende April 1978 von einer »Ordonnanz« gepflegt (inzwischen ist dieser Stiefelknecht in die Freiheit entlassen worden und Rosenbäumchen ist auf der Suche nach einem neuen). Und auch Rosenbaum darf alle möglichen (und unmöglichen) NS- und SS-Zeitschriften beziehen. mit seinem früheren Abteilungsleiter stand er auf Du und Du und während seiner letzten Strafunterbrechung von Dezember 1976 bis Juni 1977 wurde er sogar von einigen Bediensteten aus SANTA FU in seiner Wohnung an der Lenhartzstraße in Eppendorf besucht.

Mit Rosenbaum Wand an Wand beherbergt SANTA FU eine weitere Größe des »tausendjährigen Reichs: Gestapo-Barschdorf (70), Gefangenenbuchnummer 8746, Appartement-Nummer 140 auf Station IV des A-Flügels von SANTA FU. Verurteilt zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe.

Nach Ende der Nazi-Aera hatte sich Barschdorf in verschiedenen Berufen versucht, bis er schließlich Mitarbeiter des Hamburger Verfassungsschutzes wurde. Dieses nicht zuletzt deshalb, weil ein seinerzeit noch nicht entbräuntes Richterkollegium ein gegen Barschdorf anhängiges Strafverfahren wegen diverser Verbrechen aus der guten alten Gestapo-Zeit kurzerhand eingestellt hatte.
Seit Januar 1975 sitzt Barschdorf nun in SANTA FU und wird vom Hamburger Staatsarchiv mit leichten Registerarbeiten beschäftigt. Er bekommt Sonderverpflegung, da er 'Bluter' und zudem auch noch herzkrank sei.

§ 13 des Strafvollzugsgesetzes bestimmt, daß ein zu lebenslanger Freiheitsstrafe verurteilter Gefangener beurlaubt werden kann, wenn er sich einschließlich einer vorhergehenden Untersuchungshaft ... *zehn* Jahre im Vollzug befunden hat. Eine Beurlaubung zu einem früheren Zeitpunkt ist nicht möglich. Wer nun glaubt, daß diese *gesetzliche Regelung* auf *alle* zu lebenslanger Freiheitsstrafe Verurteilten zuträfe, der irrt. Nach noch nicht einmal dreijähriger Strafverbüßung erhielt Barschdorf Weihnachten 1977 einen *fünftägigen Urlaub* (»verordnet« vom Strafvollzugsamt), und damit das Band der Sippe nicht zerfällt, legte man Anfang Mai 1978 nochmals sieben Tage Sonderurlaub obendrauf (damit der liebe Barschdorf seinen Geburtstag gebührend und daheim feiern konnte.)

Zum Schluß ein Zitat von Peggy Parnass: »... Wir sind in Deutschland. Und da hat nun mal ein Mann wie Rosenbaum alle auf seiner Seite: die Humanen, weil sie auch solche Subjekte in den Mantel ihrer Menschlichkeit hüllen. Die Inhumanen sowieso. Weil er ja in ihrem Sinne gearbeitet hat ...«

Die Verantwortlichen für den Strafvollzug in SANTA FU können sich aussuchen, zu welcher Spezies sie gezählt werden wollen.

Herold tut, was seines Amtes ist

Nach den KONKRET-Enthüllungen über das Amt Herold schrieb Peter Paul Zahl im Lazarett der JVA Werl diese persönliche Erwiderung zu den BKA-Dementis

BKA-Chef Herold tut, was seines Amtes ist: er lügt. So behauptet er, die Überwachung der Besucher von politischen Gefangenen durch Polizeibeamte der jeweiligen Landeskriminalämter gehe »auf einen Beschluß der Justizminister-Konferenz vom 20. Februar 1975 zurück«, und diese Beamten hätten »nur die Aufgabe, auffällige Mitteilungen über geplante strafbare Handlungen oder andere Verabredungen krimineller Art in einem Vermerk schriftlich niederzulegen.« Dazu folgendes:

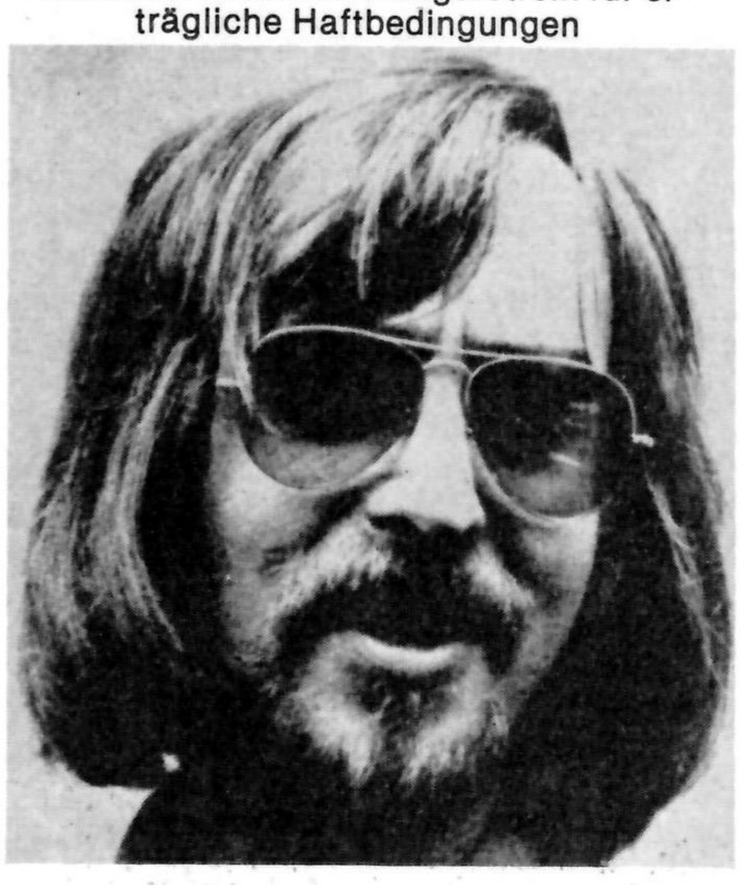
Ich, zum Beispiel, nicht wegen »Verbrechen nach §§ 129 oder 129 a StGB -kriminelle oder terroristische Vereinigung -« verurteilt, ja vom BGH im Oktober 1977 ausdrücklich aus diesem Grunde von der Kontaktsperre ausgenommen, unterlag dieser »Häftlingsüberwachung« seit dem Zeitpunkt meiner Verhaftung im Dezember 1972 und unterliege ihr noch immer. Nach einer Verfassungsklage in Karlsruhe wurden die LKA-Beamten abgezogen. (Beschluß des LG Düsseldorf - II-27/73 s, vom 11.7.1974) Um, die Lorenz-Entführung als nur zu gern gesehenen Anlaß nehmend, von März 1975 bis heute erneut in penetranter, anmaßender, in keiner Weise dem Gesetz und den Durchführungsbestimmungen von Besuchen in Haftanstalten entsprechender Weise zu »überwachen«. Dabei zeichnen sie *alles* auf, was ermittlungstechnisch zur »Erstellung von Psychogrammen« sowohl der Besucher wie des Gefangenen von Interesse ist: von Vorlieben für bestimmte Eßwaren und Tabakmarken über Lektüre bis hin zur Notierung von Ängsten, Befürchtungen, Freundschaftserweisen usw. *Alle* Besucher sowie *alle* Adressen der Korrespondenz landen im Computer des Großen Bruders, das habe ich amtlich (StA Arnsberg Gesch. Nr. 22 Js 1059/577 vom 1.3.1978).

Daß Besuche von »Nebenräumen aus auf einem Tonband mitgeschnitten werden... wurde durch ein amtliches Schreiben bekannt, das der Leiter der Kölner Justizvollzugsanstalt im Zusammenhang mit dem Düsseldorfer 'Stovkhol-Prozeß' an den 4. Strafsenat des Oberlandesgerichts Düsseldorf gerichtet hatte und dort verlesen wurde« (»Westdeutsche Allgemeine«, 16. April 1977).

Wer bestimmten Gefangenen Briefe schreibt, gar Besuche abstattet, ist von vornherein verdächtig und unterliegt der »Beobachtenden Fahndung« (BEFA): mein Bruder wird seit Jahren observiert (LKA-Chef Hamacher, Düsseldorf, schriftlich meiner Mutter: »Wir treten stets offen an ihn heran...«), aus grenzüberschreitenden Zügen geholt (der Herausgeber einer Anthologie, an der ich mitarbeite), zusammengeschlagen beim Kaffeetrinken in einer Autobahnraststätte beim Zurücktrampen nach einem Besuch bei mir (meine Verlobte), einem Berufsverbotsverfahren unterzogen (eine Lehrerin in Dortmund, deren Schüler mir nach Interpretation eines Liebesgedichts -!- geschrieben hatten), im Ausland gar von Staatsschützern im Konvoi von Grenze zu Grenze begleitet (mein Hamburger Verleger) usw. So dient die BEFA nicht der präventiven »Verbrechensbekämpfung«, sondern der Erzeugung von Druck, von Terror gegenüber Menschen, die es noch immer wagen, solidarisch-kritischen Umgang mit bestimmten Gefangenen zu haben.

Darüber hinaus bestimmen Herold und Co. den Haftstatus von nun mehr als 100 Gefangenen - egal ob in U- oder Strafhaft und ob formal der Richter gemäß StPO für diesen zuständig ist - über die einer gerichtlichen Überprüfung qua Geheimerlaß des Justizministeriums entzogenen *»Maßnahmen der Häftlingsüberwachung«* (»Dem Erlaß vom 24.10.1977 - 4510 - IV A. 61) kommt ausschließlich verwaltungsinterne Bedeutung zu. Er ist unveröffentlicht. Eine Weitergabe ist nicht vorgesehen.« Justizministerium NRW, i. A. Dr. Hirsch, 30. 3. 1978). Diese *»Maßnahmen«* (Behördeneuphemismus aus dem »Wörterbuch des Unmenschen«) sind derart, daß wir drei politischen Gefangenen in der JVA Werl uns gezwungen sehen, seit dem 23. Mai 1978 im unbefristeten Hungerstreik zur Erzwingung eines erträglichen Haftstatus zu sein, seit dem 16. Juni zwangsernährt werden - in strikter Einzelhaft! -und demnächst gar in den Durststreik treten müssen. Menschenrechte, Grundgesetz, Strafvollzugsgesetz, Angleichungs- und Resozialisierungsgebot? Schnick-Schnack! Wir haben ja Herold. Der »Maßnahmen bestreitet«. Na, immer. Klar. Was denn sonst? Obwohl er ruhig die Wahrheit sagen könnte -bei *der* Verhetzt- und Abgestumpftheit der Öffentlichkeit...!

Peter Paul Zahl:
Seit dem 22. Mai im Hungerstreik für erträgliche Haftbedingungen



IMSF-Beiträge — Studien und Forschungsergebnisse des IMSF

Beiträge des IMSF 5

Jugendliche im Großbetrieb

Studie zum gewerkschaftlichen und politischen Bewußtsein arbeitender Jugendlicher

IMSF

Verfaßt von Dr. Johannes H. v. Heiseler, unter Mitarbeit von Dirk Hänisch und Albert Jansen

268 Seiten, Format 17 x 24 cm, DM 20,—.

Aus dem Inhalt:

I. Einstellung zu Lohnfragen, Macht- und Autoritätsverhältnissen, Lehrstellenmangel und Arbeitslosigkeit

II. Die Aktivitätsbereitschaft in verschiedenen betrieblichen und gesellschaftlichen Bereichen

III. Das widersprüchliche Bild der Gesellschaft

IV. Sozialismus-Vorstellungen und DDR-Bild

V. Zur Herausbildung von Klassenbewußtsein heute: Vermittlungsformen und Hemmnisse

Die Studie beruht auf der Auswertung einer Untersuchung unter jugendlichen männlichen Lehrlingen, Arbeitern und Angestellten eines chemischen Großbetriebes in der Rhein-Region im Sommer 1976

✂.....

Bitte, senden Sie mir ..... Exempl. zum Preis von DM 20,—

Jugendliche im Großbetrieb

Name .....

Straße .....

Ort .....

62

Lieferung erfolgt gegen Vorausrechnung!

Institut für Marxistische Studien und Forschungen
Liebigstraße 6,
6000 Frankfurt am Main 1

Leuchtet Manna in Havanna?

Sucht ist Flucht, Urlaub auch: Irgendwohin, wo man ein paar Wochen richtig leben kann / Ein Bericht von Martin Buchholz

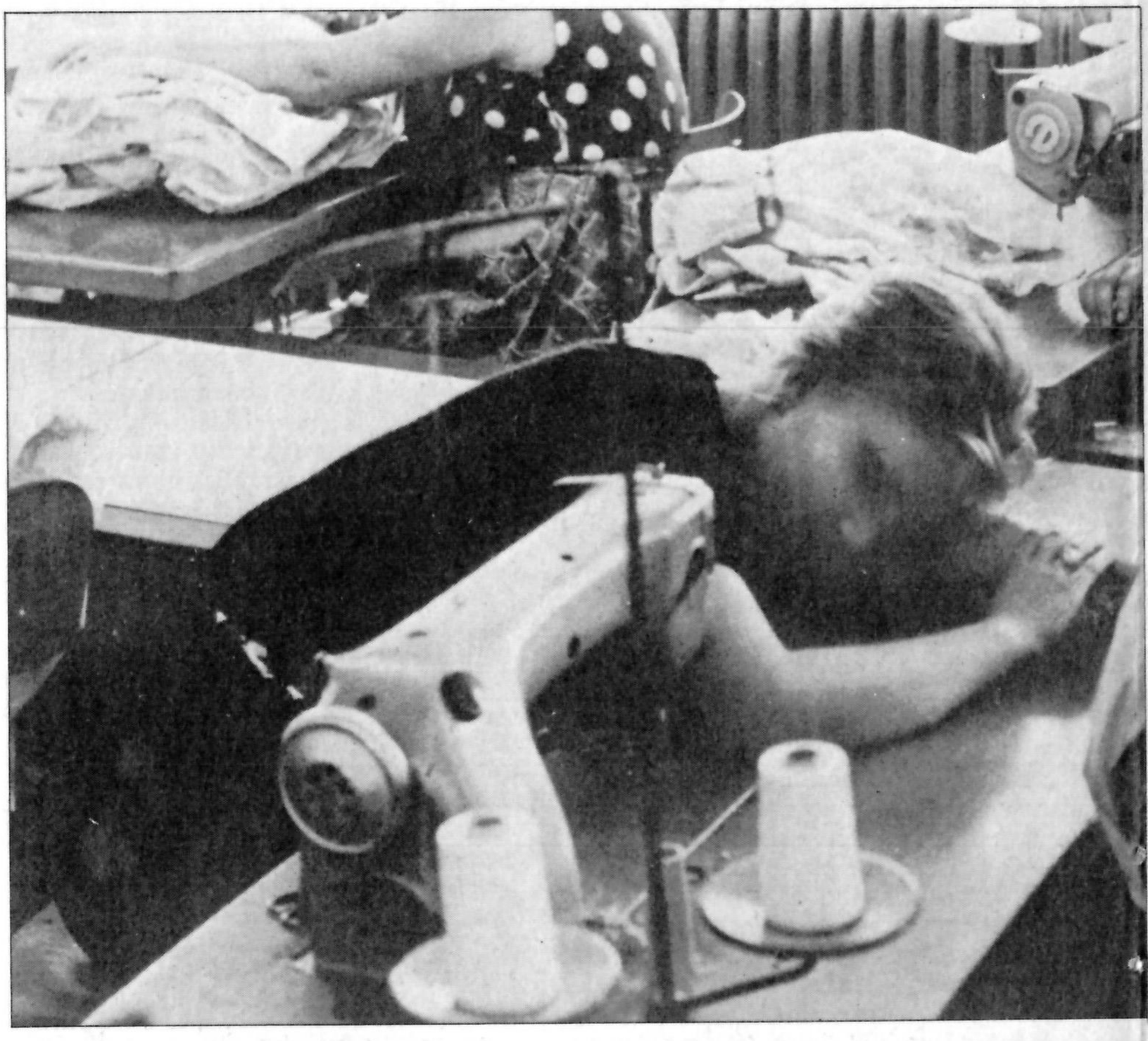
Jetzt habe ich die Schnauze endgültig voll! Ich schmeiße den ganzen Krempel hin!« Fett klotzt dieser Protestschrei über ganzseitige Anzeigen, in denen mal wieder für das »Ganz andere«, für das »Alternative« Reklame geschoben wird — in diesem Fall für »jungen Urlaub«. »twen-tours« hat entdeckt, welchen Markt man da noch mit Sponti-Sprüchen einzudecken hat ...

Aber, aber ..., so mahnen unter dieser Schlagzeile die Reisewerber im Tonfall leichtherziger HB-Männchen, wer wird denn gleich in die Luft gehen (es sei denn mit den Jets von »twen-tours«): »Irgendwann muß man ja doch wieder in das dämliche Büro, in die olle Fabrik ... Aber Gottseidank hat ja jeder so hin und wieder Urlaub oder Ferien. Und wenigstens dann kann man diesen Sachen und Typen ausweichen, die einem ganz schön auf den Geist gehen. Die Tips und Trips bekommen Sie von uns ...«

Als Signum für die Twen-Touristen haben sich die Werbe-Designer in ihren dämlichen Büros etwas Hübsches ausgedacht: eine Hand, die mit zwei Fingern die Victory-Gabel macht — und dabei gleichzeitig ihren Eid auf den freiheitlich-demokratischen Profit-Trip leistet.

»twen-tours« gehört zum TUI-Konzern, der Touristik Union International — und da sind sie alle dran beteiligt: Touropa, Scharnow, Transeuropa, Hummel, Dr. Tigges, TS-Fernreisen. »Der größte Urlaubs-Service unter der Sonne« kassiert besonders bei jungen Leuten ab. Die »Reise nach Tunix«, in jenes Land der unbegrenzten Untätigkeiten, ins sonnenüberglänzte Reich der Freizeit, führt charterflugs nach Profitanien. Up, up and oweh! Wir landen genau da, wo wir längst sind. Mit freundlichstem Schmus wird uns vor den Koffer geschissen — damit »die kostbarsten Wochen des Jahres« (so wirbt Neckermann) zumindest die kostspieligsten werden.

Wir sollen, hübsch organisiert von TUI, »diesen Sachen und Typen ausweichen«, der Arbeit und den Kollegen. Dafür gibt's dann »den heißen Tip für alle twens«, kurz mal auf »die ausgeflippteste Insel im Mittelmeer« rüberzurauschen (so wird im Prospekt z.B. für das Massenquartier Ibiza geworben), und sich dort unter »Lebenskünstler und Hippies« zu mischen. »Daß ihnen die Lust nicht vergeht, dafür sorgt ein Animateur, der sie bei Urlaubslaune hält« — so wird an anderer Stelle im Katalog angedroht. Gute Laune zwangsweise. Und wehe Ihnen, Sie sind nicht so richtig bei Stimmung. Das wird man ja wohl noch von Ihnen erwarten dürfen für Ihr Geld.



Es ist schon von traurigem Witz, was uns hier und in anderen Annoncen der Freizeit-Industrie eigentlich angezeigt wird, wenn wir genauer hinlesen: Drei oder vier Wochen dürfen wir »mal Menschen« sein, da darf man auch »mal zu sich selbst kommen«, sich »erholen«, d.h. sich selbst wieder einholen. Indem wir wegfahren, kommen wir anscheinend erst zu uns selbst. Wir sind beurlaubt aus einer fremden und feindlichen Umwelt, in der wir offenbar hausen, ohne zu Hause zu sein. Wir fühlen uns nicht wohl in unserer Welt und in unserer Haut, darum fahren wir raus.

Tapetenwechsel, Rollenwechsel ... Die »Lust am Rollenspiel« — so wollen's die beiden amerikanischen Soziologen John Gagnon und Kathy Greenblat herausbekommen haben — treibt uns woanders hin. Das sei eine Ersatzhandlung wie z.B. der Fasching, meinen sie. Und twen-tours schlägt auch die uniforme Kostümierung vor: »Was Sie zuerst tun: Ihre Jeans hochkrempeln und irgend etwas Weites, Flattriges drüberziehen. Dann tun Sie erst mal gar nichts mehr. Treiben lassen ...«

Die US-Soziologen: »Reisende machen sich freiwillig zu Fremden, die ein geographisches, soziales, kulturelles und personelles Territorium betreten, das ihnen unbekannt ist.« Und dann suchen sie schnell wieder das Bekannte: deutsches Bier und deutschen Sang — dazu 'ne Bratwurst oder »Eisbein wie bei Muttern« (so wird man auf Mallorca an fast jeder Straßenecke umworben.) Und die Sehenswürdigkeiten, die man eben gesehen haben muß, kennt man meist auch schon lange vorher — aus Filmen, Büchern oder von Bildern. Man sucht das Bekannte, um wenigstens so ein bißchen Sicherheit zu haben, daß alles so ist wie man's erwarten durfte und keineswegs so fürchterlich fremd ...

Für manchen Reisenden wird das zur Enttäuschung, wenn er plötzlich merkt, daß er eigentlich gar nicht hätte wegzufahren brauchen. Das ist nicht neu. Als Dostojewski zum ersten Mal nach Berlin fuhr — in der Mitte des vorigen Jahrhunderts — nahm er »auf den ersten Blick« nur dies wahr: »Daß Berlin bis zur Unglaublichkeit an Petersburg erinnert. Dieselben schnurgeraden Straßen, dieselben Düfte, dieselben ... doch wozu alles aufzählen. 'Ach, du lieber Gott', dachte ich da bei mir, 'hat es sich nun gelohnt, sich zweimal vierundzwanzig Stunden lang rädern zu lassen, und schließlich genau dassel-

Aus dem dämlichen Büro und der ollen Fabrik...

be vor sich zu erblicken , wovon man weggefahren ist?'«

Gottfried Benn, der ja schon immer für den Trip in die Innerlichkeit plädiert hatte, seufzte: »Ach, vergeblich das Fahren/Spät erst erfahren sie sich./Bleiben und stille bewahren/das sich umgrenzende Ich.« Der Berliner kommentiert solchen Schief- und Tiefsinn mit folgendem Dialog: »Mensch, jeh doch lieber in Dir.« — »War ick doch schon. Is ooch nischt los.«

Es gab natürlich noch keinen Castro und keine Weltfestspiele auf Kuba, als Benn sinnierte: »Meinst Du denn, in Havanna,/weiß und hibiscusrot,/leuchtet ein himmlisches Manna/für deine Wüstennot?«

Was ist das für eine »Wüstennot«, warum fühlen wir uns da fremd, wo wir fast 50 Wochen im Jahr arbeiten? Warum wollen wir raus, nichts als raus? Mit »Lust am Rollenspiel« ist das kaum erklärt — höchstens so, daß wir als eigenständige Persönlichkeiten ansonsten keine Rolle spielen und dann plötzlich Geld keine Rolle mehr spielt, wenn wir das »dämliche Büro« und die »olle Fabrik« endlich vergessen dürfen (uns aber in Wirklichkeit nur dafür regenerieren.) Schließlich haben wir den Rest des Jahres auf dem Arbeitsmarkt zu erscheinen. Wir müssen ja arbeiten, um Geld zu verdienen. Und Geld verdienen muß man wiederum, »um leben zu können«, auch um Geld zusammenzusparen für ein paar Wochen »richtiges Leben«, wo man sich endlich »ausleben« kann.

Haben die heiteren Hippies und fröhlichen Tunixgute, deren freundlich-flattriges Leben »twen-tours« zu Pauschalpreisen mit Vollpension nachzueifern empfiehlt, letztlich doch recht? Was soll die ganze Ackerei?

...auf die ausgeflipptteste Insel rüberrauschen...

Unmittelbar heißt nicht: ohne Bar-Mittel

Arbeit ist eigentlich ein störender, wenn auch notwendiger Faktor in unserer Lebensrechnung: Sie ist kein Bedürfnis, nur ein Mittel, um (Geld-) Mittel zu erlangen, um dafür wiederum (Lebens-) Mittel oder andere Befriedigung von Bedürfnissen einzutauschen. Das Leben ist kein unvermitteltes; das »unmittelbare Leben«, von dem nicht nur die Spontis träumen, wie die Reiseprospekte zeigen, geht eben nicht ohne Bar-Mittel.

So klagt ein Freak aus Frankfurt in der Cohn-Benditschen Postille »Pflasterstrand«: »In der Arbeit zeigen sich mir ganz deutlich die Grenzen von Menschlichkeit, und ich selbst erkenne mich auf Arbeit nur als Gegner dieser Menschlichkeit, nur weil ich dieser verfluchten Rationalität unterworfen bin und sie überdies noch ziemlich verinnerlicht habe.«

Kein Wunder, daß viele den ganzen Krempel hinwerfen wollen, daß sie der »verfluchten Rationalität« (irgendwie leben zu müssen, also zu arbeiten) wenigstens kurzfristig entrinnen wollen.

Noch einmal unser Sponti vom »Pflasterstrand«: »Arbeit im Kapitalismus hat was mit Entfremdung zu tun, aber wir arbeiten trotzdem, weil wir Kohle brauchen. Dieser Widerspruch zwischen Erkenntnis und Realität besteht überall in unserem Leben als Spontis, und es ist sehr schwer, damit fertig zu werden, ich halte es kaum aus, diese ganze

...wo Sie ein Animateur in Urlaubs-Laune hält

Scheiße, die in mir drinsteckt, das ist die Scheiße der Realität, diese verdammte Korruption.«

Mal abgesehen davon, daß man sich mit diesem selbstmitleidvollen Gegreine um die »ganze Scheiße, die in mir drinsteckt«, um »unser Leben als Spontis« unter dem Markenzeichen der »neuen Innerlichkeit« und der »neuen Zärtlichkeit« letztlich nur um sich selbst kümmert und nur um sich selbst wimmert, ansonsten anderem schlimmeren »Schicksal«, dem eines Lohnarbeiters zum Beispiel, recht empfindungslos und brutal gegenüber ist — also, mal abgesehen davon: Die »Scheiße der Realität«, die »Korruption« ist nun mal die, daß man käuflich sein muß in dieser Gesellschaft — und darin ist auch die Entfremdung begründet, die uns gelegentlich in die Fremde treibt. Lohnarbeit heißt ja Käuflichkeit: Die Ware Arbeitskraft wird auf dem Arbeitsmarkt für einen gewissen Preis von einem Käufer erworben (und dazu gehört heute schon einiges Glück). Im Produktionsprozeß wird die dann schon nicht mehr dem Arbeiter gehörende, weil längst verkaufte, also ihm fremde Ware Arbeitskraft bis zur Erschöpfung ihrer werteschaffenden Eigenschaften ausgenutzt. Das ist das gute Recht des Käufers, denn er hat ja für die Ware bezahlt. Und er hat sie zum ausgehandelten Preis gekauft, also »ehrlich« erworben: und zwar, weil er den besonderen Gebrauchswert dieser Ware Arbeitskraft nutzen will. In ihrem Verbauch,in ihrer Anwendung schafft sie nämlich mehr Werte als sie ursprünglich gekostet hat. Deshalb wurde sie überhaupt angekauft. Sie ist eben mehr wert als ihr Geld — weil sie Mehrwert schafft.

Macht Demoskopie dämlich?

Was aber soll da noch für den Arbeiter an »seiner« Arbeit »lohnend« und »gehaltvoll« sein — außer dem Lohn: »Da der Zweck der Arbeit bei dem Lohnarbeiter allein das Salär, Geld, ein bestimmtes Quantum Tauschwert ist, in dem jede Besonderheit des Gebrauchswerts ausgelöscht ist — so ist er völlig gleichgültig gegen den Inhalt seiner Arbeit und daher die besondere Tätigkeit.« Meint Marx.

Es gibt also viel Fremdes »auf Arbeit«, dem man wenigstens mal entkommen möchte.

- Die Produktionsmittel sind fremde, sie gehören dem Arbeiter nicht.
- Er muß sich dem fremden unmenschlichen, maschinellen Diktat der Maschine beugen, in ihrem Rhythmus, in ihrem Takt mitarbeiten (bei Automationsarbeitern ändert sich das nun allmählich)
- Seine »eigene« Arbeitskraft ist ihm sogar etwas Fremdes, er hat sie ja vor Produktionsbeginn veräußert.
- Auch das, was er produziert, ist ihm entfremdet, gehört ihm nicht: von seinem Lohn könnte er sich bestenfalls einen Teil der von ihm geschaffenen Werte zurückkaufen (wenn es z.B. Lebensmittel sind).
- Er ist seinem Produkt noch auf andere Weise fremd, weil er es nur in Ausnahmefällen von Anfang bis Ende bearbeitet. Meist leistet er nicht mehr als irgendwelche Handgriffe an irgendeinem Teil des Produkts; zu dem, was am Ende herauskommt, hat er keine Beziehung.

Hans Magnus Enzensberger

Es ist in der Tat sehr leicht, sich über den Massentourismus unserer Tage lustig zu machen. Gewaltig aber ist die Kraft, welche heute überall auf der Welt die Massen an den Strand ihres kleinen Urlaubsglückes wirft. Es ist die Kraft einer blinden, unartikulierten Auflehnung, die in der Brandung ihrer eigenen Dialektik immerfort scheitert. Es stellt der politischen Verfassung, in der wir uns befinden, ein vernichtendes Zeugnis aus, daß allein Omnibusunternehmer und Bettenhändler diese Kraft ernstnehmen. Die Flut des Tourismus ist eine einzige Fluchtbewegung aus der Wirklichkeit, mit der unsere Gesellschaftsverfassung uns umstellt. Jede Flucht aber, wie töricht, wie ohnmächtig sie sein mag, kritisiert das, wovon sie sich abwendet.

Der Wunsch, der sich in dieser hartnäckigen, erbitterten, aussichtslosen Kritik verbirgt, läßt sich mit keinem Mittel unterdrücken. Wohl bietet er sich zur geschäftlichen Ausbeutung an. Da er sich selber nicht durchsichtig ist, hat sie es leicht, ihn immer von neuem zu pervertieren. Damit, daß man ihn verhöhnt, kann man ihn weder erklären noch lähmen. Das Verlangen, aus dem sich der Tourismus speist, ist das nach dem Glück der Freiheit. Noch im Rummel von Capri und Ibiza bezeugt er seine ungebrochene Kraft.

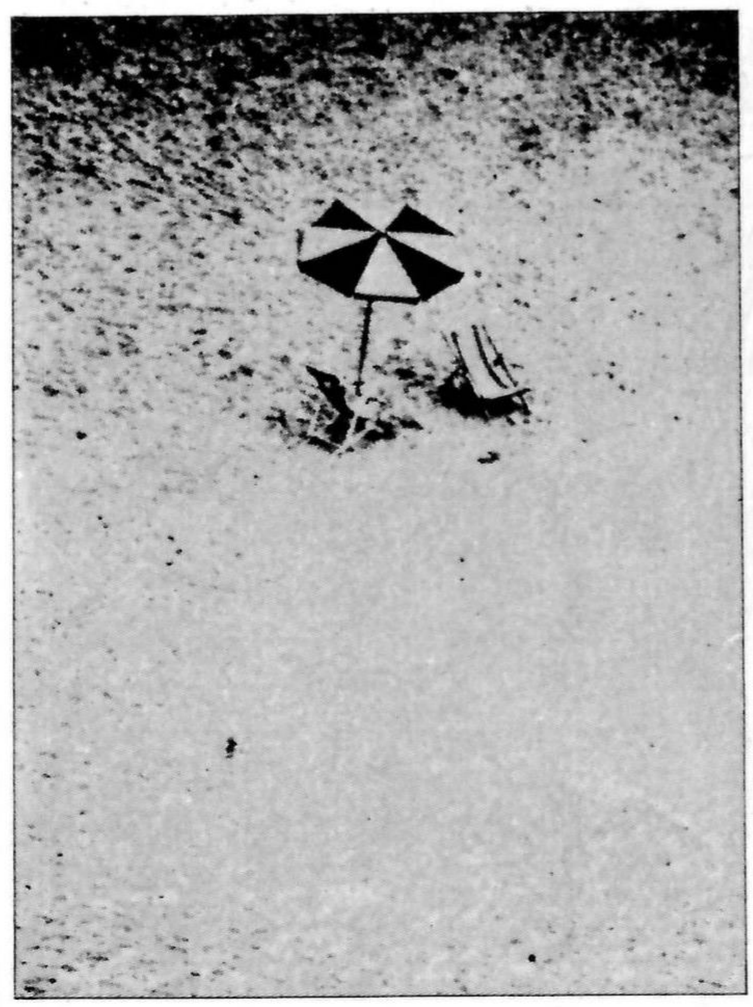
Der Tourismus zeigt, daß wir uns daran gewöhnt haben, Freiheit als Massenbetrug hinzunehmen, dem wir uns anvertrauen, obschon wir ihn insgeheim durchschauen. Indem wir auf die Rückfahrkarte in unserer Tasche pochen, gestehen wir ein, daß Freiheit nicht unser Ziel ist, daß wir schon vergessen haben, was sie ist.

Aus: Enzensbergers »Theorie des Tourismus«

Das ist übrigens die einzige Entfremdung, die mit bedauerndem Achselzucken von den Arbeitskraft-Käufern (die »Arbeitgeber« heißen) zugegeben wird. Hanns Martin Schleyer, dessen Buch »Das soziale Modell« nun zu einem Bestseller hochgeputscht wurde (die verkaufsfördernden Umstände sind bekannt) meinte: »Mit der Arbeit kann kein Sinn verbunden werden; das Endprodukt gerät aus dem Bewußtseinshorizont; durch das fehlende Erfolgserlebnis, etwas geschaffen zu haben, tritt Entfremdung von der Arbeit ein.« Alles andere blieb und bleibt verschleyert.

Wen wundert's da, daß Tunix nicht nur zum Traum eines menschlicheren Lebens bei Spontis gehört, sondern eine immer allgemeinere Hoffnung wird. »Glauben Sie, es wäre am schönsten zu leben, ohne arbeiten zu müssen?« Das ist eine Frage, die von der Allensbacher Unternehmer-Professorin alljährlich den Bundesbürgern gestellt wird. 1962 waren nur 15 Prozent der Befragten der Meinung, daß ein Tunix-Leben das lebenswerteste sei; 1976 waren es schon 26 Prozent. Und 47 Prozent erklärten im gleichen Jahr jene Stunden zu ihren liebsten, an denen sie nicht arbeiten müssen. 1962 waren es nur 29 Prozent. Die Demoskopin Noelle daraufhin in der »FAZ« auf der Suche nach Ursachen: »Macht Fernsehen träge?« Andere Frage: Macht Demoskopie dämlich?

Entfremdete Arbeit ist allerdings menschenunwürdig. Verständlich darum, daß Befriedigung außerhalb des Arbeitsbereichs, in der Freizeit, im Urlaub gesucht wird. »Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.« — dieses Freizeit- und Freiheitsbedürfnis wird sofort wieder zur Geschäftsgrundlage für einen neuen Industriebereich, für neue Kapital-Interessen. Auch hier nutzen wir fremden Interessen wieder mehr als den eigenen. Der weit verbreitete Wunsch, den ganzen Krempel hinzuwerfen, drückt nur aus, daß dieser »Krempel« das eigene Leben — zumindest doch ein großer Teil davon — ist.



Am Strand einige 1000 Jahre Knast

Urlaub auf der »Lustinsel« Ibiza beschreibt Peggy Parnass

Ibiza war mal nicht nur Traum, sondern auch Erfüllung. Für Großstadt-, Steuer-, Liebesleid-, Kälte-, Hochhäuser-, Polizei-Flüchtende.

Als ich vor sechs Jahren das erste Mal hinkam, erzählten mir altgediente Ibizenkas, welch ein Juwel die Insel vor zwanzig Jahren war. Recht verbittert über die vielen Touristen und deutschen Landeroberer, die mit miesen Tricks sich mehr und mehr von der Insel unter den Nagel rissen. Offiziell dürfen Ausländer nur ein bißchen Land kaufen. Wovon sollten sonst die spanischen Strohmänner leben.

Damals, vor sechs Jahren, war ich fast ein halbes Jahr auf Ibiza. Mich langweilten zwar die hübschen, buntverkleideten Wracks nach einiger Zeit. Aber die Angst vor der Rückkehr in die Großstadt hielt mich dort.

Erst lebte ich in einer Finca in San Carlos. Dort gammelten in den Nachbarhäusern Freaks aus Bürgerhäusern rum. Lauter junge Kanadier wie Kanadierinnen, die wie eine verfettete Scoutgruppe aussahen. Nur daß sie alle permanent durch Hasch und Opium im Tran waren: »Damit man die Natur besser erkennt.«

Es war im Februar und arschkalt. Wir schliefen in der Küche auf dem Steinfußboden. Weil nur da Feuer glühte, wenn auch nicht durchwärmte.

Abgelegen, schön, still. Sonderbare kleine Bäume ringsrum und viele elegant ausgemergelte Hunde und Katzen. Kein Klo, kein fließend Wasser, kein Licht. Tonbänder, vor allem »Tea for the Tillerman«, liefen über Autobatterien. Nach vier Wochen war ich unfähig abzuhauen, weil mir jetzt die wärmende Sonne versprochen wurde. Steht einem auch zu nach vier Wochen Blasenkatarrh. Nur unruhig war ich. Meine Post wurde festgehalten, weil ich als KONKRET-Autorin verdächtig war. So zog ich in die Stadt Ibiza, in ein kleines Hotel am Hafen. Um der Sache nachzugehen, um interessantere Leute kennenzulernen, und weil ich jetzt erholt war. Fast so fett wie die Kanadier.

Wurde in der ersten Nacht beraubt, während ich schlief. Schreibmaschine und Fotoausrüstung weg. Mußte mich von Einheimischen belehren lassen: »Selbst schuld. Wie kann man in einem Zimmer schlafen, ohne die Tür abzuschließen.« Das meinte auch die Polizei, bei der ich dummerweise Anzeige erstattete. Die verhörte *mich* nämlich drei Tage, da sie es absurd fand, nach Dieben zu suchen. Schnorren, Kleinkriminalität waren damals schon an der Tagesordnung. Die Großkriminellen waren im Winter nicht da. Die haben dann in Paris, New York und andernorts zu tun. Die Kleinen klauten wie die Raben. Notgedrungen. In der Stadt war es bunter, Hülle samten, innen verrottet. Die Zähne in den hübschen Gesichtern vom Schießen weggefressen. Dormedinas waren in. Überall zu haben, an jedem Tisch gesellig angeboten. Noch war ja der Touristenstrom nicht da. Ein einziges Torkeln von Café zu Café, die schmalen idyllischen Gäßchen entlang, Schlafmittel als High-Macher. Bunt verkleidet, geistig weggetreten, ausgelöscht. Love-Gequatsche, Hirnschwund, der als Bewußtseinserweiterung umschrieben wird.

Alles ging, alles wurde toleriert. Nur Armut weckt, wie in der ganzen Welt, Ekel. Aber der Versuch, Religion und Politik anzuschneiden, macht den Neuling restlos unmöglich, unpassend, unsympathisch — zum

High-Life auf Ibiza und Peggy mittendrin:
Von Gewalt wird nicht gesprochen

Störenfried. Man hört wenig von Gewalt. Bis auf die Gewalt der Polizei. Und auch darüber erfährt man nicht viel. Ist auch nicht weiter interessant, denn nur die Armen werden eingebuchtet. Jeder andere kann sich freikaufen, egal wovon.

Auch bei meiner letzten Fahrt blieb ich wieder viel länger als geplant hängen. Hatte eine schöne Wohnung bei meiner Freundin Isa, am Hafen. Diesmal blieb ich nicht, um endlich die Sonne zu erleben. Sondern in der Hoffnung, das Dickicht der hunderttausenden Touristen sich lichten zu sehen.

Die vom »Stern« und anderen Blättern bejubelten und als Urlaubsköder ausgeworfenen »Girls, Girls, Girls, so sexy, so irre, so fantastisch, unten ohne, in transparenten Volantkleidern, oben Brust raus«, — die fehlen in der Tat nicht. Das Frauen-Männer-Verhältnis, jubelt die Presse, ist sieben zu drei. Wenn man davon ausgeht, daß Impotenz, Homosexualität und schmerzhafte Geschlechtskrankheiten die Zahl der zu benutzenden Herren noch weiter reduziert, meint man, daß Weibergier andernorts besser gestillt wird. Wobei die Frage ist, ob sie auf Ibiza mit den *Unfähigen* nicht besser bedient sind als mit den Schwanzwacklern, die vom Caféhaus-Stuhl aus nur vom Hals abwärts gelten lassen. Kopfbewegungen wie auf dem Tennisplatz, hin-her, her-hin. Es kommt ja ohne Pause Neues vorbei. Obwohl das Neue

Utopie als Waffe

Dieser 1888 erstmals erschienene utopische Roman des Amerikaners Bellamy wurde in den USA ebenso als Sensation aufgenommen wie in England und in Deutschland, wo ihn Clara Zetkin übersetzte.

Der damaligen amerikanischen Gesellschaft, gekennzeichnet durch rapide fortschreitende Industrialisierung, die Bildung von Syndikaten und Trusts, Verelendung des Proletariats und blutige Auseinandersetzungen zwischen organisierten Arbeitern und Unternehmern, setzt er einen sozialistischen Zukunftsstaat entgegen: Das Privateigentum ist in Volksbesitz überführt, die Menschen haben neue, humane Lebensformen entwickelt. Einige Details muten heute absurd an, andere sehr modern: ein aufgelockerter Städtebau, polytechnische Erziehung, Frauenemanzipation, Justizreform usw.

Utopischer Roman – das klingt uns heute nach Eskapismus. Bellamy meinte und erreichte das Gegenteil – handfeste Agitation, Aufruf zum Handeln.

Edward Bellamy: Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf das Jahr 1887
Übersetzt von Clara Zetkin. Eingeleitet von Hans J. Schütz. Etwa 280 S. Hardcover 19,80 DM. Auslieferung Anfang September.

Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH
Postfach 200 189 · 5300 Bonn 2

URLAUB '78

auf Dauer vom Alten nicht zu unterscheiden ist, da man schließlich in den gleichen Boutiquen seine Fummel kauft und die gleiche Sonne Mängel verdecken hilft.

Was zieht Frauen dahin, wo sie einer absurden Statistik dienen. Liebe? Daran kann auch die Dümmste nach zwei Tagen nicht glauben. Auch wenn sie so ein Knüller im Bett war, daß es zu einem zweiten Rendevouz kommt. Ihr müßt Euch vorstellen, daß da ein permanentes Gedränge herrscht wie zur Stoßzeit. Da reiben sich auf dem Weg zum Treff so viele an dem Liebsten, daß es ein Wunder ist, wenn er nicht steckenbleibt.

Glückliche Beziehungen gehen hier im Handumdrehen in die Binsen. Tripper-Hausse ist ja nicht die Welt, wenn auch unappetitlich und ärgerlich. Da ist die böse Syphilis, dort gut verbreitet, schon übler, aber auch im Preis inbegriffen. Wie Entzündungen aller Art, kaputte Mägen und Ohren durch das unreine Wasser. Sabbelt ne dumme Kleine was von Ich-liebe-Dich und Heiraten wollen, wird nicht protestiert, sondern — getätschelt, zugestimmt, gevögelt und verlassen.

Vielleicht ist Ibiza auch so ein Renner, weil die total Kontaktunfähigen, die hier vereinsamt am Rande des Selbstmordes dahinvegetieren, dort gerade gefragt sind. Trotzdem Jungs, wenn Ihr hört: 7:3 oder 7:1, freut Euch nicht zu früh! Die vielen Lesben, die auch hinfahren, würden Euch was husten.

Sonne macht träge. Weicht auf. Rundet Ecken. In den Salinas sitzen jeden Tag einige tausend Jahre Knast im Sand. Brutalos wirken sanft in der Sonne, samtig. Die Latte prominenter Hamburger Loddel kenne ich. Die abgewichsten Zuhälter aus Düsseldorf, Frankfurt und Wien lerne ich kennen. Die meisten sind morgens schon, oder noch, besoffen. Halten den ganzen Tag mit Sekt oder Whisky Hof. Sehen braungebrannt auch hübscher aus als nach durchorgelten Nächten auf dem Kiez. Ungefähr einmal im Monat lassen sie ihre Nutten einfliegen. Die dürfen dann auch drei Tage in der Sonne liegen. Werden zwecks Aufforstung zurechtgestreichelt, damit sie ohne zu motzen pünktlich weiter überweisen. Immer mehr dieser Herren haben dort herrliche Häuser mit Grundstück. Kein Wunder, daß sich die Hautevolee dort hingezogen fühlt.

Eine eigene große Finca und genügend Geld garantieren allerdings auf Ibiza wie überall auf der Welt noch Stille und Abgeschiedenheit. Eine gewisse Exklusivität. Auch ich war in. Vielleicht nur, weil ich zwei hübsche Mädchen dabei hatte. Wurde zu Super-Parties reicher Taugenichtse eingeladen. Ein Kilo frisch eingeflogener russischer Kaviar, Wodka-Ströme, Koks. Warf mich nur auf Kekse, weil ich so vernascht bin. Entpuppten sich als geballte Haschkuchen.

Pittoresk sind die als Hippies verkleideten Geschäftsleute. Abgewichste Heinis, die sich die Haare bis zum Ellenbogen wachsen lassen, die braune schmuckbehangene Brust zeigen und die Hüften einsetzen. Ihr schläfriger Blick lenkt von ihrer Härte ab, wenn sie ihren Ramsch verhökern. Die echten Hippies werden seit Jahren immer wieder von der Insel vertrieben. Dafür sind die Spanier Gastarbeiter auf der eigenen Insel. So daß deutsche Touristen sich wie zu Hause fühlen können.

»Die vielen Lesben würden Euch was husten«

Im Sommer stinkt die Insel wie die Pest. Scheiße, Müll, Tang und anderer Dreck werden angespült. Die Kanalisation langt nicht. Bei Regen schwappt alles hoch. Die Insel eine einzige Kloake.

Krank werden darf man hier übrigens nicht. Ganz davon abgesehen, daß die Ärzte durchweg Nullen sind — sie rühren häufig sogar bei blutigen Unfällen keinen Finger, wenn sie das Geld nicht im voraus kriegen. Und Unfälle passieren da laufend, weil die gemieteten miserablen Motorroller und Kleinwagen den ebenso miserablen Wegen nicht standhalten.

Aber blutige Köpfe kriegt man auch sonst leicht: Die schläfrig gewordenen Alt-Faschisten der Insel erhalten Verjüngungsspritzen durch kriminellen deutschen Nazi-Nachwuchs. In schwarzer Lederkleidung mit aufgenieteten Hakenkreuzen, SS-Abzeichen, manchmal als Monokel-Ersatz im Auge, grölen sie ihr Heil-Hitler oder ihr besoffenes: »Zu-wenig-Gas, zu-viele-Juden.«

Wer sich ihrem Humor nicht zu eigen macht und sich weigert, mit Heil-Hitler zu antworten, wird in die Knie gezwungen. Oder kriegt ne abgebrochene Flasche über den Schädel. Diese jungen Männer, die die Insel-Atmosphäre seit einem Jahr immer mehr beeinflussen, finden mühelos finanzstarke Gönner.

Mein Freund Ernesto Ehrenfeld, Maler und Dichter, Jude, der sich 25 Jahre lang auf Ibiza eine heile Welt zimmerte, verlor zum Schluß deswegen den Spaß an der dortigen Sonne. Ich hab schon längst wieder einen Urlaub nötig. Hab Freunde dort, die ich sehen möchte. Kostet mich inzwischen nichts, egal, wie lange ich bleibe.

Trotzdem — Ibiza ist langsam zu schlimm.

Fort ohne Schaden

Ein paar Ferientips für KONKRET-Leser, die trotzdem noch verreisen wollen

KONKRET-Autor Piwitt kam gerade aus dem Urlaub zurück, als wir unsere Titelgeschichte planten. »Na, wie war's denn?« hörte er nicht zum ersten Mal. Auf Sardinien war er, drei Wochen pauschal, VP. Piwitt: »Ich habe mich natürlich auch gefragt: Was machst Du hier eigentlich. Wir reisen um die halbe Welt, um uns drei Wochen lang bei unterentwickelten Leuten dicke zu tun, uns vollzufressen und auf der Promenade die verhungerten Landarbeiter anzugucken. Aber was willst Du denn machen? Du bist doch gezwungen, diese drei Wochen in'n Sack zu hauen. Früher bin ich zur Elbe gefahren und hab mich schnell mal frisch gebadet, und in der Alster hab ich schwimmen gelernt. Das ist doch alles nicht mehr drin. Oder willst Du zwei Stunden auf der Autobahn liegen, eh Du 'ne Kiesgrube findest, und wenn Du da angekommen bist, hast Du große Chancen, vom Besitzer wieder weggejagt zu werden. Oder Du hängst Dich da an die schmutzige Ostsee ... Deutschland ist doch nur noch eine einzige große Produktionsanlage, in der man tatsächlich nicht mehr Urlaub machen kann. Man wird ja zu solchem Gewalturlaub gezwungen. Und da ist Sardinien noch eine der billigsten und nahesten und angenehmsten Gegenden zum Erholen, zum Relaxen, zum Ausschwimmen, da ist auch das Wasser noch einigermaßen sauber, und mit Charter kommt man leicht und für rund 300 Mark hin.«

Wo man noch »hin« kann? Einfach ins Auto setzen, die Himmelsrichtung auswürfeln und losfahren. Immerhin eine Möglichkeit. Und keine schlechte. Andererseits kann man sich natürlich auch informieren. Prospekte gibt's tonnenweise, die Verwirrung ist umfassend. (Den einführenden kulturkritischen Blick vermittelt der Katalog »Die programmierte Völkerwanderung« mit vielen antikapitalistischen Meinungen und Analysen. Für 5 Mark bei der Galerie 70, Schillerstr. 70, 1000 Berlin 12).

Es gibt einfach alles. Touristik total, zu Lande, zu Wasser und in der Luft: Fliegen kann man z.B. billig, weit und konventionell mit der PanAm von Berlin nach New York und weiteren 10 Städten in den USA für nur 672 Mark, oder man fliegt teuer, dafür aber selbst: »Drachenfliegen auf der Wasserkuppe« wird von twen-tours für eine Woche zu 788 Mark angeboten.

Ein paar Tips für alle, die sich nicht im Club Mediterrané so gut aufgehoben fühlen, daß sie dort 564 Mark (nur Aufenthalt!) für eine Diät-Woche in Marbella, Spanien ausgeben möchten: Im Osten geht die Sonne auf, fangen wir damit an. Spezialist für Reisen in die sozialistischen Staaten ist Hansa-Tourist (Büros in Hamburg, Essen, München und Bonn). Statt Timmendorfer Strand mal Ostseebad Sellin auf der Insel Rügen. Kostet pro Woche ca. 250 Mark pro Person im Kurhaus »Frieden«. Oder man fliegt für 305 Mark z.B. 1 Woche nach Bulgarien. Hansa-Tourist arrangiert auch Reisen nach Cuba,

17 Tage für 2.470 Mark oder Vietnam, 17 Tage für 3.790 Mark. Das ist natürlich ein Haufen Geld, aber ohne offiziellen Bürgen kommt man trotz vorhandenem Visum (noch) nicht anders rein.

Nun gibt's den »Ostblock« natürlich nicht exklusiv bei Hansa-Tourist. Das Super-Angebot von Neckermann dürfte allerdings für diese Saison längst ausgebucht sein: Eine Woche Vollpension in Rumänien 174 Mark.

Vielleicht dann: Ab nach Sibirien. Ja, aber wie? Der Christliche Verein Junger Menschen (CVJM) führt seit über 15 Jahren Jugendreisen in die UdSSR durch. Wer zwischen 17 und 40 Jahre alt ist, kann vom 22.-29. Oktober von Hamburg nach Leningrad fliegen. Oder vom 30.7-18.8. von Hamburg nach Moskau, von dort mit der Transsibirischen Eisenbahn nach Nowosibirsk, Irkutsk und Chabarowsk. Kostet allerdings 1.875 Mark.

Wie der CVJM bieten fast alle größeren politischen und Jugendorganisationen (auch Frauengruppen!) Reisen an. Die längste Tradition hat hier die Naturfreundejugend, eine Arbeiterjugendorganisation, bei der der Muff von Wandervogel-Jahren wirklich nur noch im Namen steckt. Ihr attraktivstes Angebot: Zwei Wochen segeln im Golf von Biskaya ab 3. Oktober für 570 Mark. Weitere Programme und Anmeldung über die Bundesgeschäftsstelle in 7000 Stuttgart 60, Postfach 380.

Natürlich macht auch der DGB in Urlaub, zum Beispiel mit seinem Feriencamp in Makelfingen am Bodensee (14 Tage, ca. 900 Mark). Wer allerdings glaubt, auch bei den gewerkschaftlichen gut-Reisen im Urlaub nur unter Kollegen zu bleiben, irrt. Das »Gemeinschaftliche Unternehmen für Touristik« wurde nämlich unlängst von Neckermann gekauft, und die Unterschiede zwischen den beiden Katalogen von gut und NUR sind fast nur noch kosmetisch.

Daß man nicht unbedingt Student sein muß, um mit den diversen Studenten-Reisediensten irgendwo hin zu kommen, hat sich wohl rumgesprochen. Einfach mal im Branchenverzeichnis suchen und sich Angebote und Teilnahme-Bedingungen geben lassen. Beim Berliner Reisebüro »ARTU« gibt's zum Beispiel Bombay hin und zurück für 1.000 Mark, wenn man noch nicht 30 ist. Frankreich-Urlaub ohne Öl, weder am Strand noch fürs Auto, bietet der Studenten- und Hochschulreisedienst Hamburg für 598 Mark an: 14 Tage auf einer Charrette, das ist ein Pferdewagen, quer durch Frankreich, in kleinen Gruppen.

Oder eine Paddeltour durch die Provence auf der oberen Agens, Gruppen von ca. 30 Personen fahren in Zweier-Kanus von Chateauvert bis Vidauban. Paddeln kann man lernen, Schwimmen muß man können, französisch nicht, das kann der »Führer«, ein Belgier. Die Gruppen sind international. Die Küche dürfte entsprechend sein, weil abwechselnd selbst gekocht wird. Kostet für 7 Tage 315 Mark pro Person. Organisiert wird solche Bootswanderung vom Deutschen Jugendherbergswerk (DJH), Postfach 220, 4930 Detmold, die nächste am 14. August.

Günstiger als die Touristik-Multis TUI und NUR sind die Jugend- und Studenten-Reise-Organisationen allemal. Aber unter ihnen ist eine am günstigsten: der »reisedienst deutscher studentenschaften« rds. Denn der rds ist, als Teil der studentischen Selbstverwaltung von den Vereinigten Deutschen Studen-

tenschaften (VDS) gegründet, das einzige echte non-profit-Unternehmen unter den Reiseveranstaltern.

Noch bis Ende August organisieren etliche studentische Reiseveranstalter in dem kleinen Fischerort Tabarka, 170 Kilometer westlich von Tunis, ein internationales Jugendfestival. Motto: »Je veux pas bronzer, idiot« — Ich will nicht braun werden. Wer trotzdem will, kann auch, denn Tabarka liegt an einem der schönsten Strände Nordafrikas. Wichtiger ist aber wohl das Angebot an Theatern, workshops, Jazz-Sessions, Sommer-Uni-Kursen und Auftritten von Show-Prominenz wie Miriam Makeba oder Baden Powell. Zwei Wochen Tabarka kosten mit dem rds ab Düsseldorf, Frankfurt oder München mit Linienflügen nur 900 Mark. Anmeldung beim rds, Kaiserstr. 71, 5300 Bonn.

Vor allem auch für Reisen ohne Programm lohnt sich der rds. Ein Flug Köln-Amsterdam ist zum Beispiel 39 Mark billiger als eine normale Bahnfahrt zweiter Klasse.

Sind wir also bei den Billig-Flügen. Wenn demnächst die IATA-Tarife gekündigt werden sollten, werden hier die Preise noch arg durcheinander geraten. Die Kündigungs-Empfehlung der Mitgliederversammlung muß allerdings noch vom Hauptvorstand bestätigt werden. Unser Verkehrsministerium ist mit dem internationalen Preiskartell der Liniengesellschaften einer Meinung: Preisbrecher sollen keine Chance haben. Der Werbegag eines holländischen Reiseveranstalters, der Ende Juni einen Flug Amsterdam-New York für einen Gulden anbot, wird sicher eine einmalige Aktion bleiben. Vorerst gelten noch folgende, von der Stiftung Warentest zusammengestellte Billig-Tarife für USA-Flüge:

Achtung: PanAm ab Berlin kann nur in Berlin direkt gebucht werden und muß bar bezahlt werden. Auch mit den Terminen haperts. Ist nichts für Sicherheits-Fanatiker und Leute mit wenig Zeit. Ist man drüben, kann es mit Greyhound-Bussen weitergehen. Ein »ameri-pass« kostet für 1 Woche 99 Dollar, für 2 Wochen 150 Dollar. etc. Kann man hier kaufen. Wem Greyhound-permanente zu stressig ist und wer gemütlicher fahren will, kauft sich ein altes Auto und verkauft es vor der Abreise wieder. Einen gut erhaltenen Chevrolet-Greenbriev als Stationwagon (Combi — zum drin Schlafen mit 240 PS bekommt man zum Beispiel für 1.000 Dollar von den Gebrauchtwagenhändlern an den New Yorker Ausfall-Straßen und kann ihn dort nach 10.000 Meilen mit etwas Glück für 800 Dollar wieder loswerden. Steuern und Versicherung sind in den USA kein Problem. Aber einen Internationalen Führerschein braucht man. Tips dazu, auch fürs Trampen und Schlafmöglichkeiten findet man im Handbuch für Globetrotter, »Von Alaska bis Feuerland«, Selbstverlag Ludmilla Tüting, Mittenwaldstr. 7, 1 Berlin 61, 11,70 Mark. Oder bei Martin Velbinger. Sein Reiseführer durch Südamerika für 1977/78 kostet 39 Mark. Zwischen Jugendherbergen und Hotels liegt das Econ-Übernachtungs-System. 20 Gutscheine kosten bei den deutschen Reisebüros 325 Mark.

Die Sicherheit einer amerikanischen Middle-Class-Familie kann man sich dagegen bei twentours für 2.480 Mark kaufen. So teuer ist ein vierwöchiges »Homestay-Programm« in Los Angeles, alles inklusive (Flug ab Frankfurt), inklusive auch viermal pro Woche amerikanische »Kulturvermittlung« — was immer das ist.

Allgemein gilt: Was man auch bucht — wenn man über ein Reisebüro bucht, sollte man sich vorher mindestens so gründlich und kritisch ansehen wie die Kataloge. In Hamburg gibt es zum — positiven — Beispiel die Planquadrat Reiseberatung GmbH. Da machen smarte Profis, die den Markt *kennen,* keinen Hehl daraus, daß 50 Prozent der Reisebüros noch schlechter als ihr Ruf sind. Planquadrat lebt von den 4-10 Prozent Provision für die Vermittlung von Einzel- und Gruppenreisen. Die wirklich gute Beratung pflegt das Image. Es spricht sich halt rum, wenn ein Reisebüro den Tip gibt, nicht bei ihm, sondern im Ausland den Rückflug zu buchen, weil's billiger ist.

Planquadrat's Kommentar zu dem Reisebonbon von Tjaereborg, im November/Dezember 9 Tage lang auf Ceylon zu baden, incl. Vollpension für nur 769 Mark: »Von den 9 Tagen kann man 2 abstreichen für An- und Abflug, Zeitunterschied beträgt immerhin 4 1/2 Stunden. Wir haben letztes Jahr einen Flug, 4 Wochen gültig, für knapp DM 900,— angeboten. Quartier und Essen sind billig. Und wer will schon für 1 Woche nach Ceylon? Da kann man genauso gut für ca. 300 Mark nach Athen, Ibiza oder Faro/Portugal fliegen.«

Das stimmt nun allerdings nicht. Denn Athen, Ibiza und Faro sind im November/Dezember fast so verregnet wie Hannover, Duisburg und Dinkelsbühl. Sri Lanka ist nun mal das schönste und am einfachsten zu erreichende Reiseziel in den Tropen: wo die Sonne das ganze Jahr im Zenit steht und der Indische Ozean so warm wie das heimische Wannen-Wasser ist. Und da die Regierung (zumindest die sozialistische unter Frau Bandaranaike bis vor einem Jahr) sich der gesellschaftlichen Folgen des touristischen Neokolonialismus stets bewußt und also auf den Fremden-Boom nie erreicht war, ist diese Insel ein Paradies geblieben, wie man es sonst nur aus Bounty-Reklame kennt. Und billig ist es in der Tat: Für eine Deutsche Mark kann man sich in Sri Lanka so viel kaufen wie ein einfacher ceylonesischer Landarbeiter für einen ganzen Tagesverdienst. Natürlich ist eine Woche Ceylon zu wenig und nur zu verkraften, wenn man gar nicht erst versucht, sich mit der absolut fremden, relativ intakten singhalesischen Kultur vertraut zu machen. Das ist dann so etwas wie ein ausgedehnter Sauna-Besuch. Aber auch bei längeren Sri Lanka-Reisen hat Tjaereborg die günstigsten Angebote.

Überhaupt lohnt es sich, ab und zu mal bei Tjaereborg in Hamburg, Hannover, Berlin oder Düsseldorf nachzufragen, wenn man seinen Urlaub nicht monatelang im voraus planen muß. Denn der dänische Pastor, der als erster den Markt mit Dumpingpreisen bei gutem Service in Bewegung brachte, hat fast jeden Tag sehr billige Sonderangebote für nicht ausgebuchte Charterflüge. Hierbei muß man sich allerdings innerhalb von wenigen Tagen entscheiden.

Wer es sich leisten kann, sich innerhalb von weniger Stunden oder gar Minuten zu entscheiden, und wer einigermaßen aufdringlich und geduldig ist, kann sich Flugreisen leisten, die er sich sonst nie leisten könnte. Man muß sich nur mit fertigem Gepäck in die Charter-Halle des nächsten Flughafens stellen (Pass und Impfpass nicht vergessen!) und auf die nächste nicht voll besetzte Maschine warten. Mit penetrantem Drängeln beim Reiseleiter kommt man dann auch mit einem knappen Bafög-Satz nach Kenia.

Und wenn das partout nicht klappen will: In München beispielsweise bietet ein »Zentrum für Soziale Bildungsarbeit und Handlungsforschung e.V.« mit dem Namen »Stigma« (Adlzreiterstr. 33, Telefon 534969) den alternativsten aller Urlaubstips an: Jeden Freitag und Samstag eine Stadtrundfahrt in kleinen Gruppen für 8 Mark — mit dem Fahrrad.

Nach New York und zurück (Preisbeispiele)*

Abflughafen	Fluggesellschaft	Tarifart	Preis in DM
London	Laker	Skytrain	59 £ hin, 135 $ rück = 529,—
	TWA	Budget	ca. 600,— bis
	PanAm	Standby	627,—**)
Brüssel	Sabena, PanAm	Budget	ca. 784,— bis 892,— **)
Berlin	PanAm	Budget	672,—
Frankfurt	Condor	ABC	709,— bis 959,— **)
	TIA	ABC	709,— bis 939,— **)
	Lufthansa u.a.	APEX	1083,— bis 1375,— **)
	Lufthansa	Holiday	887,— bis 1037,— **)

Bedingungen (Auszüge)

Skytrain: weder Reservierung noch Vorausbuchung möglich; Ticketverkauf nur auf Flughäfen

Budget: Flugpreis wird drei Wochen vor Reisebeginn bezahlt; Abflugtermin wird innerhalb einer gewünschten Woche von Fluggesellschaft festgelegt

Standby: keine Reservierung möglich; Flug nur über Warteliste

ABC (Advanced Booking Charter): 45 Tage Vorausbuchung; festes Hin- und Rückflugdatum

APEX (Advanced Payment Excursion): muß 45 Tage vor Abflug gebucht und bezahlt werden: Rückflug erst nach mindestens 14, höchstens 45 Tagen

Holiday (auch Sonder- oder Super-APEX): wie APEX, aber kein Wechsel der Fluglinien

*) bei Redaktionsschluß **)je nach Saison

Zitate dürfen nicht genieret werden

Die bürgerliche Legende von der Liberalen Rosa Luxemburg.
Von Bernhard v. Mutius

Sätze haben ihre Geschichte, oder besser: Sätze machen Geschichte, nicht eigentlich die Bücher, aus denen sie stammen. Sie machen natürlich nicht an sich, roh und zusammenhanglos, Geschichte, sondern werden in einem bestimmten Zusammenhang gedacht, wenn man sie ausspricht und wenn man sie hört. Sie drücken historisch gewachsene gesellschaftliche Verhältnisse aus.

Ein im Wirtschaftsteil konservatives, im Kulturteil liberales, auf alle Fälle aber bürgerliches Wochenblatt, »Die Zeit«, fand es im Jahre 1977 in mehreren Ausgaben des Monats Februar besonders lustig und werbeträchtig, folgende Anzeige zu veröffentlichen: ein freundlich dreinblickender, auf seinen Krückstock gebeugter, älterer Herr versicherte dem Leser: »Gazetten dürfen nicht genieret werden«, zu deutsch: Zeitungen dürfen nicht zensiert werden, oder moderner ausgedrückt: die Freiheit der Presse ist unantastbar.

Der freundliche ältere Herr mit der Pressefreiheit war kein anderer als Friedrich II., auch der »Alte Fritz« genannt, der von seinen 46 Regierungsjahren ganze 45 Jahre und 6 Monate dafür gesorgt hat, daß »in publicis nichts ohne höhere Erlaubnis gedruckt werden dürfe«, wie Franz Mehring in seiner »Lessing-Legende« nachgewiesen hat. Der preußische Despot hat auch ansonsten unermüdlich dafür gewirkt, daß das gemeine Volk zwar im stillen Kämmerlein auf allerlei Façon selig werden dürfe, aber bei Handlungen oder öffentlichen Meinungsäußerungen gegen die »Staatsräson« die ungeniertesten Prügel, die Freiheit des Kriegsdienstes oder den seligmachenden Galgen zu spüren bekam. Er konnte damals übrigens kaum anders handeln, denn seine feudal-absolutistische Gesellschaftsordnung konnte anders nicht zusammengehalten werden.

Was das mit Rosa Luxemburg zu tun hat?

Nun, scheinbar nichts und zugleich sehr viel. »Die Freiheit ist immer die Freiheit der Andersdenkenden« — jeder kennt diesen Satz. Wer ihn hört, denkt an Rosa Luxemburg, und wer »Rosa Luxemburg« hört, denkt an diesen Satz. Vielleicht denken manche noch ein paar andere Sätze, aber das interessiert hier zunächst nicht. Der Satz »Die Freiheit ist immer die Freiheit der Andersdenkenden« hat Geschichte gemacht. Nicht an sich, roh und zusammenhanglos, sondern in einer bestimmten Form gedacht — die im Gegensatz zu Lenin, zum Bolschewismus, zum »diktatorischen« Kommunismus. Als menschlicher, freiheitlicher Appell gegen den »rohen«, »gewaltsamen«, »dirigistischen«, »zentralistischen« Sozialismus, als Ausdruck des schöpferischen Marxismus im Gegensatz zur »dogmatischen Marxorthodoxie«. Das alles und noch mehr ist bei diesem Satz gedacht worden. Das heißt, mit ihm wurde Geschichte *gemacht,* denn kein Satz entspringt von allein einem im Gefängnis geschriebenen Manuskript und dringt in die Köpfe von Millionen Menschen.

Rosa Luxemburg schrieb den Satz auf, als sie im Gefängnis saß wegen freiheitsgefährdender Umtriebe — gefährdet waren die Freiheit des Wilhelminischen Reiches, die Freiheit der Militärmaschinerie und die Freiheit, Kriege anzuzetteln. Sie schrieb ihn nieder auf einer Manuskriptseite, als Anmerkung an den Rand, als Mensch und Revolutionär, die riesigen Probleme der russischen Revolution durchdenkend. Man kann nun alle Werke Rosa Luxemburgs, alle Artikel, alle Reden, alle Briefe, also alles, was sie in ihrem wirklich nicht unproduktiven Leben gesagt hat, durchgehen, aufs sorgfältigste Seite für Seite studieren — man wird diesen Satz auch nicht ein einziges Mal wiederfinden.

»Die Freiheit ist immer die Freiheit der Andersdenkenden«

Nicht, weil Rosa Luxemburg kein Interesse an Freiheit gehabt hätte, oder nur an sich selbst und nicht an die anderen gedacht hätte, sondern weil sie mit jeder Faser ihres Körpers, mit ganzem Herzen Tag und Nacht daran gearbeitet hat, den tausend Jahre alten Gedanken der Freiheit vom Himmel herunter zu holen und hier *auf Erden konkret zu verwirklichen.* Aber all diese Gedanken, Aussprüche, Sätze, die die Marxistin Rosa Luxemburg hundertmal in ihrem Leben wiederholt hat, haben — zumindest in unserem Teil Deutschlands — keine Geschichte gemacht, will sagen: keiner von diesen Sätzen hat diesen Bekanntheitsgrad erreicht. Es ist diesem Satz also ähnlich ergangen wie dem zitierten von der Pressefreiheit.

Das ist kein Zufall, denn es ist nicht zufällig, daß es sich beide Male um die Formulierung eines *abstrakt-allgemeinen* Freiheitsrechtes handelt und beide Male Ideologen des Bürgertums für die alltägliche Verbreitung sorgen. Der Satz von der Freiheit der Andersdenkenden ist so allgemein, daß die Allgemeinheit ihn denken kann, daß alle ihn alltäglich denken. Jeder ist für den anderen, jeder ist für die Freiheit. Er kann in der Schule, auf der Kanzel, im Kindergarten, im Bundestag, im Betrieb, an der Universität, in der oberen Chefetage und in der Werkshalle, im Gefängnis und beim Militär, in Bonn, in Santiago, in Johannesburg und in Washington gedacht und gesprochen werden, *ohne daß sich deswegen irgend jemand anders zu verhalten brauchte.*

Man kann ihn als Morgengebet sprechen und anschließend jemanden, der die Freiheit irgendeines anderen gestört hat, zum Schafott führen. Man kann ihn in Zeiten der Krise in einer Aufsichtsratssitzung fallen lassen und damit die Entlassung von Arbeitern begründen; denn würde man sie weiter beschäftigen, wäre die Freiheit des betreffenden Unternehmens durch die Konkurrenz der anderen Unternehmen noch stärker eingeschränkt.

Man kann ihn mit einem Wort des Bedauerns aussprechen und im selben Atemzug

und genau mit diesem Atemzug begründen, daß Rosa Luxemburg hinter Gitter gebracht werden mußte, da ihre Revolution die Freiheit der anderen, andere auszubeuten, gefährdete.

Weil man all das mit dem Satz anstellen kann — denn die Freiheit ist eben immer die Freiheit der Andersdenkenden —, ist er völlig wertlos, um die Freiheit der Millionen, die tagtäglich ihre Arbeitskraft zu Markte tragen müssen, auch nur ein Stück voranzubringen. Er ist aber ungeheuer wertvoll für diejenige Klasse, die heute genauso wie 1914 oder 1918 den Himmel der allgemeinen Werte und Freiheiten braucht, um von der konkreten Verwirklichung von mehr Freiheiten in der groben Wirklichkeit von Betrieb und anderswo, für die Rosa Luxemburg gekämpft und weswegen sie ermordet wurde, abzulenken, den Blick nach oben ins Nichts zu lenken.

Weil man all das mit dem Satz anstellen kann, ist er von Rosa Luxemburg in keinem einzigen ihrer zahllosen zur Veröffentlichung gedachten Dokumente verwendet worden.

Der berühmte Satz hat also mit Rosa Luxemburg und mit der in ihr verkörperten revolutionären, marxistischen deutschen Arbeiterbewegung so viel zu tun wie der freundliche ältere auf seinen Krückstock gebeugte Herr mit den geistigen Vorkämpfern des deutschen Bürgertums. Der Satz hat mit der Wahrheit soviel zu tun wie die Legende mit der Wirklichkeit. Der Satz ist Legende. Er ist der Grundstein für die mannigfaltigen Formen der Rosa-Luxemburg-Legende.

Diese Rosa-Luxemburg-Legende ist eine bundesdeutsche Fortsetzung der »alt«-deutschen Lessing-Legende — also des bürgerlichen Bemühens, die Lessingschen aufklärerischen Gedanken Friedrich II. in den Mund zu legen und über alle konkreten historischen Prozesse des preußischen Absolutismus die himmlischen Freiheitsideen zu breiten.

Die Rosa-Luxemburg-Legende ist Wesenselement der »bundesdeutschen Ideologie«, des geistigen und kulturellen Lebens in unserem Lande. Sie ist wie einer der Spiegel, in dem sich der Geist der deutschen Bourgeoisie erblickt, wenn er nach vollbrachten Geschäften, nach langem Schminken seine zugleich gefälligen und grausamen Züge betrachtet und sich einen Moment überlegt, ob er bei der gleich beginnenden Feierstunde immer noch Gefallen erregen kann oder ob die Leute wieder beginnen, die abstoßenden Züge zu erkennen.

Revolutionärin Luxemburg:
Vereinnahmt wie der Alte Fritz

Sie ist wie der Weihrauch, den die bundesdeutsche Progressivität benötigt, um sich in den Glauben an eine bessere, menschlichere Zukunft versetzen zu können, um dem gar nicht progressiven Alltag zu entfliehen, wo es heißt, sich mit dem »kleineren Übel« der kapitalitischen Realität abzufinden. Die Rede ist von Progressivität, von Feierstunden, von Kultur, Geist, Denken und Hoffnungen. Nicht war gemeint die andere Seite der herrschenden bundesrepublikanischen Wirklichkeit, die nicht mal mit der Legende von Rosa Luxemburg irgend etwas Positives gemein hat: die Herrschaften, die immer noch bei Rosa Luxemburg an »Pöbel«, »Straße«, »rotes Gesindel«, »Terror«, »blutige Gewalt« und »ausrotten« denken, aber auch diejenigen Wirrköpfe, die ihnen das Wort für Wort glauben, es Wort für Wort nachahmen und sich noch für Revolutionäre halten; — diejenigen »Dichter und Denker«, die sich nicht dank ihrer Kultur, sondern dank ihres Geldes zu Eigentümern der Kultur aufgeschwungen haben und tagtäglich die Menschen noch ein bißchen mehr erniedrigen, damit ihre Bankkonten tagtäglich noch ein bißchen höhere Beträge aufweisen, die tagtäglich die Spalten der »freien« Presse von »Bild« bis »Quick« blutig tränken, weil diese Gazetten von niemand außer ihnen selbst genieret werden können; aber auch genauso diejenigen, die von den blutigen Schlagzeilen irre gemacht wurden und vom Wahn befallen sind, mit Gewalt, großen Geldsummen und neuen blutigen Schlagzeilen »Revolution« spielen zu müssen.

Die Rosa-Luxemburg-Legende wirkt auf die anderen, die gerade von der Mischung aus Hirnlosigkeit und Menschenfeindlichkeit abgestoßen sind, die nach einer vernünftigen Geschichte und einer hoffnungsvolleren Zukunft suchen. Wer sich mit der Fortdauer der Herrschaft dieser Herrschaften nicht abfindet, wer die Zustände für progressiv veränderbar hält, wer die deutsche Tradition, ein Volk der Dichter und Denker zu sein, beim Wort nimmt und beginnt, sich bei den großen marxistischen Denkern — zu denen Rosa Luxemburg ja zweifellos zu zählen ist — zu erkundigen, wie denn die Verhältnisse veränderbar seien, der wird mit der Rosa-Luxemburg-Legende konfrontiert: Rosa Luxemburg als Streiterin für Menschlichkeit und Freiheit? — bitte sehr; aber man verschone uns mit den Phrasen vom Klassenkampf. Mit einem Wort: man möge um Himmels willen nicht all das zu Ende denken, was auch Rosa Luxemburg gedacht hatte, man möge die Ideen Rosa Luxemburgs nicht ganz, sondern nur einzelne, sorgfältig selektierte Stücke übernehmen.

All diese Gedanken sind in irgendeiner Form Produkt der Rosa-Luxemburg-Legende. Sie haben nicht nur die Hartnäckigkeit eines Vorurteils, sondern auch dessen Kraft zur Tabuisierung. Man hört auf, die Gedanken nicht nur der Marxistin Rosa Luxemburg, sondern überhaupt des Marxismus zu Ende zu denken, gründlich zu studieren, noch ehe man damit richtig begonnen hat. Man begnügt sich mit Stückwerk, mit Fragmenten, mit Legenden. Man schüttelt bedauernd den Kopf, murmelt entschuldigend »Die Freiheit ist eben immer die Freiheit der Andersdenkenden«, geht unzufrieden seinem Tagwerk nach, greift zu anderen Literaturprodukten und ist immer noch ziemlich ratlos, wohin die bürgerliche Gesellschaft diese Bundesrepublik noch treibt.

Rosa Luxemburg in Deutz:
Dogmenfreier Sozialismus?

»Der Kompaß heißt Marxismus«

Jämmerlich ist es mit anzusehen, wie das Schiff des »undogmatischen«, nur auf den allgemeinen Idealen fußenden Sozialismus in der gegenwärtigen Krise hin- und hergeworfen wird; wie es von den Bewegungen des Kapitals getrieben wird; weil ihre Steuermänner den Kompaß des Marxismus über Bord geworfen haben und glauben, mit einigen Sachkenntnissen und der Bergpredigt Politik machen zu können.

Jämmerlich ist es mit anzusehen, wie sie es aufgeben gegenzusteuern, weil sie ihr Ziel nicht mehr klar bestimmen können, und wie sie selbst in dieser Situation sich noch brüsten, diejenigen zurückzuweisen und -zustoßen, die versuchen, den Kurs wissenschaftlich zu bestimmen. Das ist das Ergebnis, wenn man an Legenden glaubt und meint, ohne die Erkenntnisse des Marxismus auskommen zu können. Dies hatte die wirkliche, nicht die legendäre Rosa Luxemburg schon zu Beginn dieses Jahrhunderts beschrieben: »So aber kehrt das Schiff des dogmenfreien Sozialismus aus seiner ersten Probefahrt auf den Gewässern der praktischen Politik mit zerbrochenen Masten, zertrümmertem Steuer und Leichen an Bord in den Hafen zurück«.

»Die Luxemburg-Legende« von Bernhard v. Mutius erscheint demnächst im Verlag Marxistische Blätter, 280 Seiten, 12,50Mark

Radikalauer von Winfried Thomsen

Hans Filbinger schlägt dauernd Haken. Es ist schon ein Kreuz.

Die »Zeit«, der »Spiegel« und die SPD fällten 1945 Todesurteile, die sie jetzt Hans Filbinger anhängen wollen.

Tröstet euch, Leute: unsere Jungen sind nun wirklich nicht nach Argentinien gefahren, um Fußball zu spielen, sondern um gegen die Folter zu protestieren.

Störfälle: Radioaktiver Dampf in der Luft, radioaktives Wasser in der Erde. Nach Angaben der Behörden war die freiheitlich demokratische Grundordnung zu keiner Zeit gefährdet.

Wir liefern Atomkraftwerke nach Brasilien, die den Strom für die Elektroschockbehandlung der brasilianischen Atomkraftgegner liefern.

Der Bundesverband der deutschen Industrie hat eine Steuerhinterziehungssteuer als leistungshemmend verworfen.

Für Herrn B. bedeutete der Verlust seines Arbeitsplatzes, daß er nun mehr Zeit hatte, das System zu verteidigen, und zugleich die Schaffung eines Arbeitsplatzes für einen Mitbürger, der ihn dabei observiert.

Vor Betreten des Gerichtssaales mußte der Staatsanwalt die Hosen runterlassen. Darin befand sich der Rechtsstaat.

Die freiheitlich-demokratische Grundordnung darf nicht in den Gerichtssaal mitgenommen werden. Man könnte sie als Wurfgeschoß benutzen.

Berufsverbote:

Gesinnungs-Staat, so richtig Uhrig

Der Mann da auf dem Foto rechts, der neben dem Mädchen, ist im öffentlichen Dienst tätig, in der einen oder anderen Weise. Er hat sich schon öfter mit Kommunisten getroffen, war auch mal in Moskau (1970) und in Peking (1972). Und jetzt dieses Bild. Die Frau, mit der er da plaudert, ist nämlich auch so eine. Sie heißt Johanna Büchele, ist seit acht Jahren Mitglied der Jungdemokraten (!) und Lehrerin an der Sonderschule des Schwarzwald-Städtchens Lahr. Der badenwürttembergische CDU-Landtagsabgeordnete Karl-Theodor Uhrig hat sich ihrer angenommen; aber auch erst, nachdem ein anonymer »Lahrer Bürger« ihn bat, »diese Frau im Interesse unserer Kinder aus dem Schuldienst zu entfernen.« Uhrig erfuhr in diesem Brief ohne Absender, daß Johanna Büchele bei den Kriegsdienstverweigerern mitarbeitet, daß sie gegen die Berufsverbote ist und: »Frau Büchele sprach sich öffentlich für die ersatzlose Streichung des § 218 aus.« CDUhrig tat, was sein Ministerpräsident von ihm erwartet: Er schickte diese Erkenntnisse an das Landesamt für Verfassungsschutz weiter. Und schon ist sie ein Verfassungsfeind. Denn der Verfassungsschutz wußte noch mehr: zum Beispiel, daß die Lehrerin 1973 einen Aufruf der bildungspolitischen Kommission der DFU unterzeichnet hat, und daß sie - was freilich schlicht erlogen ist - im gleichen Jahr Gründungsmitglied der SDAJ-Ortsgruppe Lahr gewesen sein soll. Also Berufsverbote-Verfahren, inklusive Anhörung. Zwar darf Johanna Büchele inzwischen weiterunterrichten. Aber Uhrig sitzt auch weiter im Landtag. Bis zur nächsten Denunziation. Irgendwas bleibt schließlich immer hängen. Und nicht jedes Berufsverbote-Opfer hat so prominente Parteifreunde.

Weg zum Selbstmord

von Wolfgang Abendroth

Im Himmel ist bekanntlich mehr Freude über einen reuigen Sünder als über tausend Gerechte. Deshalb bin ich der letzte, der den durch Willy Brandt begonnenen Reigen sozialdemokratischer Erklärungen gegen die Berufsverbote nicht begrüßen würde.

Nur - was helfen Erklärungen, wenn keine Taten folgen? Wie steht es mit der Rehabilitierung - und das heißt hier Einstellung in den öffentlichen Dienst - all derer, die wegen angeblich unzureichend positiver Prognose ihrer zu erwartenden künftigen Verfassungstreue (um in der weder von zureichender Beherrschung der deutschen Sprache noch von juristischer Logik getrübten Terminologie des Bundesverfassungsgerichts zu reden) sei es mit, sei es ohne Absegnung durch rechtskräftige verwaltungsgerichtliche Entscheidungen, ihren Berufsweg beenden mußten, in den sozialdemokratisch regierten Ländern? Wie steht es mit den Materialien und den computergesteuerten Karteien über sie, die bei den Verfassungsschutzämtern lagern? Werden sie endlich vernichtet? Wie steht es mit diesen Ämtern selbst! Wird ihnen ihre Schnüffelpraxis endlich verboten? Wie steht es mit jener durch Art. 21 Abs. 2 des Grundgesetzes ausdrücklich verbotenen Praxis der Regierungen, Verwaltungsbehörden, Verwaltungsgerichte, ordentlichen Gerichte und Arbeitsgerichte, nach eigenem Vorurteil und eigener Laune darüber zu befinden, ob eine politische Partei, die ihnen mißfällt, »verfassungswidrig« sei, obwohl diese konkrete Entscheidung ausdrücklich dem Bundesverfassungsgericht vorbehalten ist? Wann wird die ganze Mixtur von Verordnungen, Erlassen und Richtlinien, die diesen Praktiken die Basis geliefert hatte, im Bund und in den sozialdemokratisch regierten Ländern endlich beseitigt?

Nicht nur in Bayern, auch in anderen Ländern sind in einer ganzen Reihe von Fällen auch Sozialdemokraten Opfer der Berufsverbote geworden. Es hat lange gedauert, bis Brandt und Koschnik endlich begonnen haben, zu begreifen, daß der 28. Januar 1972 die erste Station des Weges zum Selbstmord der eigenen Partei (aber leider - und das ist noch wichtiger - auch des demokratischen Rechtsstaates) werden kann. Noch ist es nicht zu spät, den Fehler zu korrigieren. Aber er wird nicht durch Worte korrigiert. Wo bleiben die Taten?

SPD gibt Bayern verloren

Prominente Parteifreunde hat auch Edgar Vögel, dieser Münchner SPD-Genosse, der mit Verweis auf den sozialdemokratischen Orientierungsrahmen 85 unter den Radikalen-Erlaß fiel. Er hat seinen Fall in einem langen Brief an Willy Brandt geschildert, und jetzt kam die Antwort. Nicht gerade vom Parteivorsitzenden selbst (er hält's wohl immer noch mit seiner alten Berufsverbote-Definition: »Krimskrams«), aber immerhin mit seinem Briefkopf, von seinem »Persönlichen«:

Lieber Genosse Vögel,

Willy Brandt bittet mich, Dir für Deinen Brief vom 17. Mai zu danken.

Ich hatte über diesen Vorgang sehr eingehend mit dem Genossen Schöfberger gesprochen und dem Parteivorstand hierüber auch berichtet. Der Vorgang ist z. T. der Auslöser für die Diskussion über die derzeitige bundesdeutsche Behördenpraxis bei Einstellungen in den öffentlichen Dienst gewesen. Wenn wir von hier aus in Deiner schwierigen Lage auch nicht unmittelbar helfen können, so sind wir dennoch zuversichtlich, daß unsere Bemühungen auch auf die CDU/CSU-regierten Länder nicht ohne Einfluß bleiben werden.

Im übrigen hielte ich es an Deiner Stelle für überlegenswert, einen Ortswechsel vorzunehmen. Wenn Du Dich in einem anderen Bundesland bewirbst, will ich gerne versuchen, Dir behilflich zu sein.

Mit freundlichem Gruß
Klaus-Henning Rosen

Nochmal: Der persönliche Referent des Vorsitzenden der Regierungspartei empfiehlt einem Mitglied dieser Regierungspartei,aus einem deutschen Bundesland zu emigrieren, weil sich dort rechtsstaatliche Prinzipien nicht mehr durchsetzen lassen. Entweder ist Bayern unregierbar, oder die Regierungspartei ist gar keine.

Da sie ohnehin schon ganz gut zusammenarbeiten, sollten Post und Verfassungsschutz auch ihre PR-Arbeit aufeinander abstimmen. Einen Vorschlag macht Jochen Mariss (Gräfinghagener Straße 87, 4800 Bielefeld). Er verkauft das hier abgebildete Plakat für 3 Mark.

Haken vom Gericht

Können die Drucker, die während ihres letzten Streiks Unternehmer-Hetze aus dem Blei frästen, weil sie sich nicht damit identifizieren wollten, auf richterliche Rehabilitierung hoffen? In Westberlin stehen jetzt vier Drucker des Kollektivs »Agit« vor Gericht, weil sie einen Druckauftrag nicht zensiert haben. PEN-Präsident Walter Jens hat sich als Gutachter angeboten, der Schriftsteller-Verband in der IG Druck und Papier und das Russell-Tribunal schickten Prozeß-Beobachter. Aber sonst weiß kaum jemand, worum es bei diesem Verfahren geht — oder darf es nicht merken/Von Sebastian Cobler

Die vier Drucker sind angeklagt, mit von ihnen hergestellten Schriften eine »terroristische Vereinigung unterstützt« und für sie »geworben« zu haben, u.a. strafbar nach den Paragraphen 129 a und 88 a des Strafgesetzbuches. Bei dem »corpus deliciti« handelt es sich also nicht etwa um Waffen oder Geld; es geht hier vielmehr ausschließlich um bestimmte Worte, genauer: um den Druck einiger Passagen in dem wöchentlich in Berlin erscheinenden »INFO-BuG«, lies »Info Berliner undogmatischer Gruppen.« Dieses bei »Agit« gedruckte Blättchen veröffentlichte neben vielen anderen Berichten auch Beiträge zur Auseinandersetzung über das »Konzept Stadtguerilla«, darunter den berühmten »Buback-Nachruf« und hin und wieder Originalerklärungen der RAF & Co., letztere verfaßt in der gewohnt kaputten Sprache dieser Gruppen. Zwar scheint es inzwischen Schule zu machen, daß Strafgerichte sich berufen fühlen, auch hierüber zumal folgenschwere politische Urteile abzugeben — in diesem Berliner Fall aber geht es weniger um die konkreten Texte selbst als um ihre Vervielfältigung in einer Zeitung.

Als Vehikel für ihre Anklage dient der Staatsanwaltschaft der § 129 a StGB in seiner besonders diffusen Begehungsform des »Unterstützens«, eine Strafrechtsnorm, deren Titel — »terroristische Vereinigung« — nicht irritieren darf. Die uferlose Anwendungsbreite der sog. Organisationsdelikte ist vom Bundesgerichtshof erst kürzlich am Beispiel der »kriminellen Vereinigung« (§ 129 StGB) demonstriert worden: Auch solche »Zusammenschlüsse von Personen« seien erfaßt, die »zwar noch keine Straftaten begangen, aber die Begehung künftiger Straftaten ins Auge gefaßt haben«. Es reiche aus, »wenn sich die in der Vereinigung zusammengefaßten Mitglieder bewußt sind, daß es bei der Verfolgung ihrer Pläne zur Begehung erheblicher Straftaten kommen kann« — eine alles-und-nichts-sagende Auslegung, die zu gegebener Zeit gewerkschaftlich arbeitende Gruppen ebenso treffen kann wie AKW-Gegner oder Bürgerinitiativen.

»Agit«-Auftrag »INFO-BuG«: Ausgebürgerte Gegner

In Berlin soll unter dem weiten Deckmantel des § 129 a StGB und des nicht weniger konturlosen § 88 a StGB an einer kleinen linksradikalen Druckerei ein Exempel statuiert und dann höchstrichterlich abgesegnet, d.h.: verallgemeinert werden. Es geht um die Entwicklung weiterer Möglichkeiten der Illegalisierung einer unbehinderten öffentlichen Information und Diskussion durch die Kriminalisierung nun auch der Drucker politisch unerwünschter Schriften. Bislang — es ist schlimm genug — gerieten »nur« die Verfasser und Verteiler solcher Texte in das Visier von Justiz und Polizei; der 1976 unter dem Etikettenschwindel der »Terrorismusbekämpfung« ins politische Strafrecht eingeführte § 88 a liefert nun die rechtliche Handhabe, auch gegen Drucker vorzugehen.

Berliner Staatsanwaltschaft und Kammergericht haben dieses Neuland geradezu im Sturm genommen: Die vier »Agit«-Drucker sind nicht nur vor dem höchsten Strafgericht der Stadt angeklagt; drei von ihnen sitzen deshalb auch seit nunmehr fast zehn Monaten in Untersuchungshaft, einer befindet sich gegen eine Kaution »auf freiem Fuß« und die einzige Frau unter den Angeklagten wurde aus unerfindlichen Gründen und angeblich ohne Wissen des zuständigen Gerichts für längere Zeit im Moabiter »Hochsicherheitsbereich« isoliert, eine Maßnahme, die wegen des hierdurch stark angegriffenen Gesundheitszustandes der Gefangenen inzwischen wieder aufgehoben worden ist. Die »normale« Untersuchungshaft jedoch sei weiterhin geboten. Von dem absoluten U-Haft-Grund des § 129 a StGB abgesehen, so entschied das Kammergericht, besteht bei den Angeklagten »Fluchtgefahr«: sie lebten gleichsam »bindungslos« in Wohngemeinschaften und hätten, sollten sie verurteilt werden, hohe Strafen bis zu fünf Jahren Gefängnis — für's Drucken wohlgemerkt! — zu erwarten. Dem aber könnten sie sich leicht entziehen, zumal sie »als Angehörige einer linksorientierten Basisgruppe, als die sie das von ihnen gegründete Druckereikollektiv selbst ansehen, über zahlreiche politische Gesinnungsgenossen verfügen, die ihnen jederzeit Unterschlupf gewähren.«

Angesichts dieser Haftbegründung, der Anklage-Konstruktion und der allgemeinen Prozeßbedingungen — Verteidigerbehinderungen, Trennscheiben, datenmäßige Erfassung der Zuschauer etc. — sprach einer der Anwälte von einem Gesinnungsprozeß. Der Palmströmschen Logik folgend, wonach nicht sein kann, was nicht sein darf, quittierte der Staatsanwalt prompt diese Feststellung des Verteidigers mit deren unfreiwilliger amtlicher Bestätigung: er werde »ehrengerichtliche Schritte« gegen ihn einleiten.

Gegen die »Agit«-Drucker wird in der Tat ein Gesinnungsprozeß inszeniert, der die finstersten Erwartungen über die Folgen des Zensurparagraphen 88 a bei weitem übertrifft: die Drucker des »INFO-BuG«, das ist das Selbstverständnis dieser Druckerei, haben sich stets geweigert, die ihnen übergebenen Druckvorlagen in irgendeiner Form zu zensieren. Dies nun wird ihnen zum Vorwurf gemacht: sie wären, so die Staatsanwaltschaft, bei derartigen Texten zur Zensur verpflichtet gewesen, hätten sie nicht mitdrucken dürfen oder anschließend schwärzen müssen. Da die »Agit«-Drucker solche

Eingriffe gleichwohl unterließen, hätten sie sich mit den Texten folglich auch identifiziert — es seien gleichsam ihre eigenen.

Der Blödsinn dieser staatsanwaltschaftlichen »Beweisführung« liegt auf der Hand: wie können sich Drucker mit allem identifizieren, was sie durch die Maschinen laufen lassen? Wie, im konkreten Fall, sowohl mit den inkriminierten Texten der RAF und gleichzeitig mit Flugblättern, Plakaten, Zeitungen und Broschüren für Gruppen unterschiedlichster politischer Orientierung: für die GEW und die Post-Gewerkschaft; für die Humanistische Union und die Evangelische Studentengemeinde; für Mieterinitiativen und Stadtteilgruppen; für Buchläden, Kneipen, verschiedene evangelische Gemeinden und für Bürgerinitiativen; für Hochschulgruppen und Frauenzentren.

Das mit diesen Einwänden konfrontierte Kammergericht half der Staatsanwaltschaft aus den eigenen Widersprüchen — es schlug ganz einfach einen Haken: Auf eine Identifizierung, so befand es kurzerhand im Rahmen einer Haftprüfung für die Drucker, komme es überhaupt nicht an. »Weder der Tatbestand des § 88 a StGB noch der § 129 a StGB verlangt, daß der Täter sich mit der Tat, die er befürwortet, oder mit der Vereinigung, für die er wirbt, identifiziert« — man kann also — was anderes soll das heißen? — auch »befürworten« ohne eigentlich zu »befürworten«.

Mit dieser ebenso grotesken wie entwaffnenden Entscheidung hat das Kammergericht nicht nur den Tenor seines Urteils in der Sache selbst vorweggenommen; es hat auch die beiden Strafrechtsnormen in ihrer Wirkung charakterisiert; als Willkürlizenzen nämlich, als schrankenlos anwendbare, allein nach politischen Opportunitäten auslegbare Eingriffsermächtigungen für Polizei und Justiz gegen die jeweils zu »Staatsfeinden« erklärten und damit rechtlich ausgebürgerten politischen Gegner.

Herr P. und die G-3

Eine nächtliche Autofalle in Lissabon hat eine ganze Menge Fragen ausgelöst. KONKRET-Mitarbeiter Michael Naether berichtet aus Portugal

Es war nach Mitternacht, und die Strassenbeleuchtung war spärlich in den Städtchen, die am südlichen Tejo-Ufer aufgereiht sind. Um diese Zeit, wenn das Fernsehprogramm längst beendet ist, sind auch die Lampen der Wohnhäuser gelöscht, die Kneipen geschlossen. Portugal ist nicht der lebenslustige Süden, für den man ihn hält. Trotz der Dunkelheit kam eine Limousine mit hoher Geschwindigkeit daher. Sie näherte sich der Hängebrücke, die über den Strom nach Lissabon hinüberführt. Bei der fehlenden Straßenbeleuchtung konnte der Fahrer des schnellen Wagens die Polizei natürlich nicht rechtzeitig sehen, und er raste mitten in die Falle ...

Es herrschte wirklich Finsternis. Die Regierung, belastet von einem Zahlungsbilanz-

Fernseh-Chef Pedro:
Blöde Intrige?

defizit von 1,5 Milliarden Dollar für 1977 (gleich 10 Prozent des Bruttoinlandprodukts), spart Energie, wo sie es für richtig hält. Etwa in Montijo, Seixal oder Barreiro — jenen Kleinstädten am Südrand der Tejomündung. Diesseits des Flusses, auf einer Anhöhe, steht nachts nur ein einziges öffentliches Objekt im Glanz von vielen Tausenden Watt: eine Christus-Statue mit ausgebreiteten Armen (wie im brasilianischen Rio de Janeiro). Jenseits des Stromes, in Lissabon, ist es das Heimstadion des portugiesischen Fußballmeisters F.C. Benfica. Nicht einmal der Rokokopalast des Präsidenten im alten Belém.

Jene Autofalle vor der Brücke über den Fluß, vor vier Jahren von »Ponte Salazar« in »Ponte 25. April« umbenannt, war das gemeinsame Werk von Polizei und Zoll. Im allgemeinen sind solche Fallen für kleine Schieber gedacht — arme Schlucker und kriminell gewordene Opfer der Arbeitslosigkeit ohne Stütze, die vom Grenzschmuggel und ähnlichen Gewerben leben.

Also: es sind die kleineren Schieber, die nächtlings vor Lissabon abgefangen werden. Nicht etwa die Großgrundbesitzer, die, von der Soares-CDS-Regierung aus Brasilien zurückgelockt, bewaffnete Banden bilden, Bauerngenossenschaften Viehherden rauben — Wildwest in Portugal —, oder Schlachtvieh über die Grüne Grenze nach Spanien treiben. Diese Herrschaften, einst treueste soziale Stütze der Salazar & Caetano, kommt indes nicht mit leeren Händen nach Portugal zurück. Ihre marokkanisch-spanischen Einfuhren: Devisen, Marihuana und härtere Drogen, Pistolen, Führerscheine, Waffenscheine, Pässe, Diamanten, Gold und Blüten der Pornographie, bei deren Anblick jeder Amsterdamer Zuhälter rote Ohren bekäme. Hauptumschlagplatz am hellichten Tage ist der Rossio, ein schöner historischer Platz im Herzen Lissabons: Tummelplatz von Retornados, den kolonialen Angola-Rückkehrern, und Marktplatz neofaschistischer Druckerzeugnisse.

Doch zurück zur nächtlichen Autofalle am Tejo-Ufer. Denn diesmal wurde kein kleiner Fisch gefangen. Diesmal hatten die Zollpolizisten offenbar einen Wink bekommen — wie es hieß, aus Kreisen des Militärs ... Gestoppt wurde ein rasender Abgeordneter. Seine parlamentarische Immunität schien ihn bereits abgestumpft zu haben gegen die Gesetze der jungen portugiesischen Demokratie. Das ließ wenigstens der Frachtraum seines Wagens vermuten: Dutzende automatische Gewehre vom Typ G-3, Standard-Sturmgewehr der NATO. Bei dem Fahrer handelte es sich um Edmundo Pedro, Vorstandsmitglied der Sozialistischen Partei.

Herr Pedro aber saß nicht nur im Parlament, um Gesetze zu machen. Als Direktor des staatlichen Fernsehens gehörte er gleichzeitig zu den herrschenden Meinungsmachern in Portugal. Zunächst wanderte er ins Gefängnis von Caxias am anderen Tejo-Ufer, einst von Caetano für Antifaschisten errichtet. Die Öffentlichkeit, je nach Standpunkt, beschäftigten nun drei Fragen. Erstens: Für wen konnten jene geschmuggelten NATO-Kriegswaffen bestimmt sein, wenn nicht für neofaschistische Verschwörer, Spinola-Putschisten oder andere extremistische Abenteurer? Zweitens: Kann es sich bei einem Mann in so hohen Staatsfunktionen überhaupt um einen schmutzigen Waffenschieber handeln? Drittens: Wer hat diese böse Intrige gegen den SP-Führer angezettelt? Oder war das vielleicht keine miese Provokation?

Zugegeben, das Fernsehprogramm ist alles andere als beliebt. Unter Edmundo Pedros Regie nämlich konnten sich die Minderheiten der reaktionären Rechten maximaler Sendezeiten erfreuen, namentlich bei der Parlamentsberichterstattung, wogegen die Linke auf dem Bildschirm nicht viel zu sagen hat. Dafür ist schließlich die Straße da. Das in beiden Kanälen ausgestrahlte »Telejournal« (Tagesschau) hat vor kurzem sogar eine Parlamentsrede des Premiers einfach unterschlagen: Soares hatte darin gesetzliche Maßnahmen gegen neofaschistische Organisationen in Portugal gefordert (nach der Ankündigung eines Ex-Kolonialgouverneurs, er wolle Soares »mindestens einsperren« lassen). »Telejournal« zog es vor, an jenem Abend ein Interview zu verbreiten — mit einem Rechtsradikalen.

Lag bei alldem eine linke Heimtücke gegen Fernsehdirektor Pedro und seinen Stab nicht geradezu in der Luft? Das Hohe Gericht zu Lissabon muß ähnliche Zweifel geplagt haben. Es entließ jedenfalls den heimlichen Kriegswaffen-Expediteur aus der Zelle — gegen Riesenkaution, versteht sich —, und verschob erst einmal den für Anfang Juni angekündigten Prozeß; wegen Verhandlungsunfähigkeit einer mitangeklagten Verwandten des Herrn Pedro. Derselbst wurde sogleich in Ehren wieder in Mario Soares' Parteivorstand aufgenommen, und auch der »christlich-soziale« Koalitionspartner vermied jede peinliche Störung dieser Wiedersehensfreude. Nur ein neues Kapitel portugiesischer »Staatsräson«, oder hatte die Transaktion ehrenwerte Eingeweihte?

Keine Angst: Herr Pedro schweigt dazu. Aufklärung liefert vielmehr seine Verteidigung; und dies in einer Weise, die den 25.-April-Geschädigten gerade recht kommt: Revolutionäre Militärs nämlich hätten dem Mandanten die NATO-Waffen untergeschoben. So ist das! Und tatsächlich: Ein Führer der entmachteten MFA, der frühere Heeresstabschef Carlos Fabiao, ist als Hauptzeuge gegen Edmundo Pedro angetreten. Alles ist vorbereitet — was fehlt, ist nur noch der Prozeß.

Helga Schuchardt: Wegen der Anti-Terror-Gesetze geprügelt

„Die Koalition geht nicht über alles"

KONKRET-Gespräch mit der Hamburger FDP-Vorsitzenden und Bundestagsabgeordneten Helga Schuchardt

KONKRET: Die FDP ist in Hamburg und Niedersachsen an der 5 Prozent-Hürde gescheitert. Wenn sie nun auch noch aus dem hessischen Landtag rausgewählt wird, ist dann die FDP am Ende?

Schuchardt: Das Gerede von den Existenznöten der Partei wäre sicher weg, wenn wir in Hessen wieder in den Landtag kämen. Aber selbst wenn wir es nicht schaffen: Wir haben in der Vergangenheit bewiesen, daß die FDP sich in der Opposition, auch in der außerparlamentarischen Opposition stärker profilieren konnte als in der Regierung.

KONKRET: Glauben Sie nicht auch, daß die FDP das Vertrauen der Wähler erschöpfend verbraucht hat, als sie gerade in ihrer Domäne, nämlich der Verteidigung bürgerlicher Rechte, so exemplarisch versagt hat. Selbst hier in Hamburg, wo die FDP zwar die Berufsverbote bekämpfte und die Überprüfung von Bewerbern in der Privatwirtschaft durch den Verfassungsschutz aufdeckte, aber dennoch in der Regierung blieb, ohne etwas daran geändert zu haben?

Schuchardt: Wir konnten natürlich nicht alles durchsetzen, was wir wollten, weil wir in Koalition mit einem sehr viel größeren Partner waren. Aber sicher gibt es zwischen den programmatischen Aussagen der FDP und ihrer Politik in den letzten Jahren ein »Vollzugsdefizit«, wie Genscher das nennt.

KONKRET: Was folgt daraus?

Schuchardt: Die FDP muß auch in Zukunft fest zu den eingegangenen Koalitionen, insbesondere in Bonn, stehen, aber sie muß die Prioritäten anders setzen: Es darf nicht mehr so sein, daß die Koalition über alles geht und die Partei, koste es was es wolle, den Kopf einzuziehen hat. Sondern wir müssen von unseren Koalitionspartnern verlangen, daß sie der FDP Luft zum Atmen lassen.

KONKRET: Aber in der Bonner Koalition hat sich die FDP doch selbst die Luft abgedreht — vom Fall Traube bis zu den Grenzschutz-Kontroll-Listen.

Schuchardt: Es ist sicher richtig, daß wir fast überall, wo es Auseinandersetzung um Freiheitsrechte gab, ministeriell Verantwortung trugen. Das war ein besonderes Dilemma. Ich hoffe sehr, daß die Partei sich jetzt dazu durchringt, zum Beispiel alle die Gesetze, die sie im Zuge der Terroristenbekämpfung mitbeschlossen hat, aufzulisten und zu prüfen, ob sie tatsächlich etwas gebracht haben oder ob ihre schädlichen Nebenwirkungen größer waren als der gewollte Effekt. Hier geht es insbesondere um das Kontaktsperregesetz und den Paragraphen 88 a, den die Parteibasis der FDP immer scharf abgelehnt hat. Die meisten Bonner Abgeordneten der FDP sind wegen der Zustimmung zu den verschiedensten Anti-Terror-Gesetzen in ihren Wahlkreisen geprügelt worden.

KONKRET: Aber geändert hat das nichts.

Schuchardt: Nehmen wir zum Beispiel die Diskussion um den sogenannten Todesschuß. Auf dem Bundesparteitag ist die ganze Riege der FDP-Innenminister aufgetreten, um einen Beschluß gegen den Todesschuß zu verhindern. Damals haben sie die Partei noch herumgekriegt. Alle Landesparteitage, die seither stattgefunden haben, haben den Beschluß des Bundesparteitags mit neunzigprozentiger Mehrheit zurückgenommen.

KONKRET: Sie haben gesagt, die FDP könne sich am stärksten in der Oppositionsrolle profilieren. Wie soll das in den Ländern funktionieren, solange Ihre Partei in Bonn mitregiert?

Schuchardt: Wir dürfen nicht in totale Antworten verfallen. Erstens bezweifle ich, ob unsere Wähler es verstehen würden, wenn wir aus der sozialliberalen Koalition in Bonn ausscherten. Aber selbst wenn es so wäre: Ich würde es nicht fertigbringen, aus parteiegoistischen Gründen diese Bundesrepublik Deutschland einem Bundeskanzler Kohl auszuliefern.

Walter Jens

„Zensoren aktiv"

Die Geschichte ist zwar schon ein Jahr alt, es lohnt sich aber allemal, in Erinnerung zu rufen, was es im letzten Sommer für ein Provinz-Spektakel um die Ernennung von Anna Seghers zur Ehrenbürgerin der Mainzer Universität gab. »Wir sind schockiert« schrieb damals das lokale Monopolblatt »Allgemeine Zeitung« — über die Ehrung einer Kommunistin nämlich, und setzte eine wochenlange Anti-Seghers-Kampagne in Gang, unterstützt von der örtlichen CDU mit Heiner Geißler an der Spitze. Der AStA der Universität hat jetzt eine Dokumentation herausgegeben, die zwei Briefe des Monopol-Verlegers Walther Zech enthält mit Zeugnissen eines staatsbürgerlichen Verantwortungsbewußtsein, das sich weit über sein verlegerisches Engagement erstreckt: einen an den Uni-Präsidenten Peter Schneider und einen an seinen Kollegen Axel Springer. Walter Jens, der Vorsitzende des PEN-Zentrums der Bundesrepublik, kommentiert:

Hier wird, auf den ersten Blick, nichts weiter als eine Schmierenkomödie dokumentiert: Der Fall eines Mainzer Verlegers, der sich für das Medium der Nation hält. »Die politisch orientierten und verantwortlich denkenden Bürger, nicht nur in Mainz«, heißt es in einem Brief an den Universitätspräsidenten der Johannes-Gutenberg-Universität, »haben den Eindruck, daß sie Ihr ... Fehlverhalten immer noch nicht richtig erkennen.« *Die* und nicht *einige* Bürger, wohlgemerkt, Walther Zech hält sich bei Minoritäten nicht auf; er, der das Ganze *kennt, geht* auch aufs Ganze — als Sprachrohr jener »politisch und verantwortlich denkenden Bürger«, deren geheimste Gedanken er kennt, bittet er, in dem ihm eigenen Deutsch, seinen großen Kollegen Axel C. Springer aus Altona, den Schweizer Demokraten in Mainz auf den Pfad der Tugend zurückzulenken: »Sie«, so Zech an Springer, »gehören zu demjenigen Kreise, aus dem heraus Kontakte der verschiedensten Art zum Universitätspräsidenten bestehen.«

Aber der erste Blick trügt: Was sich als Schmierenkomödie gibt (Zech an Schneider: »Sie ernten 500 Jahre Tradition einer deutschen Universität« — die Komik der Verleger-Sprache ist unüberbietbar), das erweist sich bei genauerem Hinsehen als ein gefährliches Schauspiel; denn es wird sichtbar, mit welchen Methoden jene erzkonservative Phalanx vorgeht, für die Rosa Luxemburgs Sentenz von der Freiheit, die identisch mit der Freiheit der Andersdenkenden sei, nichts weiter als eine Phrase ist. Wer nicht wie ich denkt, heißt die Devise, ist ein Feind unserer Ordnung. Die epistolographischen Bemühungen des Mainzer Verlegers liegen, so betrachtet, auf einer Linie mit der schändlichen Terrorismus-Dokumentation der CDU — auf einer Linie mit dem Versuch, alle An-

dersdenkenden, wo immer es geht, am Reden zu hindern.

Nicht nur Kommunisten, sondern Sozialisten, Sozialdemokraten und Liberale stehen seit langem auf der Abschuß-Liste der deutschen Nachfahren McCarthys — jene Anwälte der Toleranz vor allem, die sich als *Nicht*-Kommunisten — gegen den ebenso rüden wie irrationalen *Anti*-Kommunismus zur Wehr setzen, der in unserem Lande grassiert — einen Anti-Kommunismus, der Kontinuität zwischen 1938 und 1978 verbürgt.

Während der eine, der rechte und Rechte, höchste Staatsämter bekleiden kann — ungeachtet der Tatsache, daß er *mit seiner Gesamtperson die Unfreiheit* gestützt hat — darf die andere, die böse und Linke nicht Ehrenbürgerin werden: so wie ja auch ein Brauner Ministerpräsident, ein Roter hingegen, der einmal an einem Büchertisch marxistische Schriften verkauft hat, nicht Referendar werden kann — dafür sorgen schon unsere Hüter der Ordnung, die Herren Geil (CDU-Fraktionsvorstand im Mainzer Landtag) und Geißler, Springer und Zech. Und die Freiheit, die bekanntlich nicht identisch mit der Freiheit der potenten Minorität ist, tun und lassen und drucken und nicht drucken zu lassen, wie es ihr gerade paßt — die Freiheit und die Toleranz gehen dabei vor die Hunde.

Anna Seghers, die in Mainz noch gerühmt werden wird, wenn alle Zechs der Welt vergessen sind, Anna Seghers, die das Hohe Lied der Stadt gesungen hat, steht nicht allein. Auch Tucholsky und Heinrich Mann, auch Heine und Brecht stünden am Pranger, wenn sie noch lebten und von einem liberalen Präsidenten (einem Mann also, der im Unterschied zu Axel Springer, nach der Argumentation Walther Zechs gefälligst ein armer Schlucker zu sein hat) für die Ehrenbürgerwürde der Mainzer Universität vorgeschlagen würden.

Die Zensoren, dies zeigt die Dokumentation, sind aktiv. Wir, die wir uns von Zech & Co. nicht aus der Gruppe der »politisch orientierten und verantwortlich denkenden Bürger« herauskatapultieren lassen, sollten es ebenfalls sein: Der Fall 'Verleger contra Universität' hat exemplarische Bedeutung. Er zeigt, wie vor und hinter den Kulissen gearbeitet wird, um Recht mit rechts zu identifizieren.

Anna Seghers:
»...wenn alle Zechs der Welt vergessen sind«

Innenminister Hirsch:
Wer darf Marx und Engels pflegen?

Rot-Stifter

Lieber stiften gehen als eine Stiftung gründen sollen Marx-Engels-Freunde in Wuppertal / Von Walter Boehlich

Es haben sich einige Privatleute zusammengetan, um mit einem Grundkapital von 400.000 Mark eine gemeinnützige Marx-Engels-Stiftung in Wuppertal zu gründen. Diese Privatleute haben allerdings in den Augen unserer Verfassungshüter den Nachteil, bekannt zu sein als solche, die der DKP nahestehen, und sie sind freimütig genug gewesen, das auch dadurch zu erkennen zu geben, daß sie in den Stiftungsrat ein paar Herren aus der Führungsspitze der DKP berufen haben.

Sinn der Stiftung sollte laut Stiftungssatzung sein, Andenken und Werk von Marx und Engels zu pflegen: durch Ausstellungen, eine Bibliothek und eine Buchhandlung einerseits, durch Vorträge, Forschungen und Veröffentlichungen andererseits, und zwar sollte dies alles geschehen im Gebäude des schon existierenden Engels-Zentrums, dessen Grundstück die Stifter zu erwerben beabsichtigten.

Sollten die Stifter gedacht haben, daß in dem freiesten Staat, den es je auf deutschem Boden gegeben haben soll, neben einer Konrad-Adenauer-Stif-tung, einer Friedrich-Ebert-Stiftung, einer Friedrich-Naumann-Stiftung auch Platz sein könne für eine Marx-Engels-Stiftung, sollten sie ferner gedacht haben, daß, wo so viel gepflegt wird — vom Andenken an die offenbar in aller Unschuld verlorenen Ostgebiete bis hin zur Tradition derer, die erst fremden Boden erobert und dann eigenen verloren haben, vom deutschen Wald bis zur deutschen Sprache — sollten sie also gedacht haben, daß da auch das Andenken von Marx und Engels müßte gepflegt werden dürfen, so haben sie sich gründlich getäuscht.

Um keinen Irrtum aufkommen zu lassen: natürlich darf das Andenken von Marx und Engels gepflegt werden, aber nicht von jedem, der es pflegen möchte, und nicht auf jede Weise. Jedermann darf nach wie vor über Marx und Engels nachdenken und auch die Ergebnisse dieses Nachdenkens publizieren, Lehre und Forschung sind frei — mit der kleinen Einschränkung, daß Kommunisten, die aus verständlichen Gründen in erster Linie an Marx und Engels interessiert sind, zwar forschen dürfen, aber nicht lehren sollen —, aber das Andenken von Marx und Engels pflegen, das darf legalerweise offenbar nur die SPD, die nicht den Eindruck erweckt, als sei sie ganz wild darauf. Die DKP und die ihr Nahestehenden dürfen,es offentsichtlich nicht. Bloß, wenn sie schon etwas pflegen wollen, was sollen sie denn dann pflegen, wenn nicht das Werk der Begründer des wissenschaftlichen Kommunismus? Sollen sie vielleicht das Andenken an Bismarck oder an Hindenburg pflegen? Und wenn die DKP es nicht pflegen darf, wer sonst sollte es denn pflegen? Unsere rechtsextremistischen Gruppen oder die CDU/CSU, die Kirchen oder die Sportvereine, oder wer sonst?

Jedenfalls, gegen eine Gebühr von 150 Mark hat der Innenminister von Nordrhein-Westfalen, der durch den Höcherl-Bericht, und nicht erst durch ihn, in ernsthafte Schwierigkeiten geraten ist, die Stifter beschieden, daß er ihrem Antrag auf Errichtung einer Marx-Engels-Stiftung nicht stattgeben werde. »Im Zweifel für die Freiheit« hat einmal die Losung der Liberalen gelautet, aber entweder hat der Minister Hirsch keinen Zweifel gehabt oder er versteht etwas ganz Besonderes unter Freiheit. Aus der Tatsache, daß die Stifter das Grundstück des Engels-Zentrums erwerben wollten, und aus der Tatsache, daß das Engels-Zentrum ein »Stützpunkt der ideologischen Arbeit« der DKP war, hat er geschlossen, daß auch die Stiftung ein Stützpunkt der ideologischen Arbeit der DKP werden würde, und damit »eine Gefahr für die öffentliche Ordnung in der BRD«, d.h. »für die allgemeine Rechtsordnung und insbesondere für die FdGo« entstünde; die geplante gemeinnützige Stiftung würde also »das Gemeinwohl gefährden«.

Der Minister argumentiert, daß die vom Grundgesetz garantierte Koalitionsfreiheit »ihre Grenzen an den immanenten Schranken der speziellen Freiheitsrechte« finde, was auf gut deutsch heißt, daß des Ministers Immanenzdenken zum Ersatz der Rechtsfindung durch das Bundesverfassungsgericht geworden ist. Die DKP, selbst wenn faktisch sie es wäre, die die Stiftung errichten will, ist eine zugelassene Partei, aber wenn sie wie andere zugelassene Parteien Gebrauch von den Privilegierungen durch unser Stifungsgesetz machen will, stößt sie an immanente Schranken, die durch die Vermutung gesetzt werden, die Stiftung würde, falls genehmigt, die öffentliche Ordnung gefährden.

Das heißt konkret, daß die DKP zwar das Erbe von Marx und Engels pflegen dürfte, aber nicht mit Stiftungsgeldern, und es heißt weiter, daß der Verfassungsminister von Nordrhein-Westfalen lieber auf die Kontrollmöglichkeit verzichtet, die das Stiftungsrecht ihm gäbe, es heißt, daß er den Stiftern unter keinen Umständen die Chance eröffnen möchte, Verfassungstreue zu beweisen. Er weiß, bevor das Ei gelegt und ausgebrütet ist, daß es sich nur um ein verfassungsfeindliches Kuckucksei handeln kann. Wo sie zu Hause waren, sollen Marx und Engels auch heute noch keine Heimstatt haben.

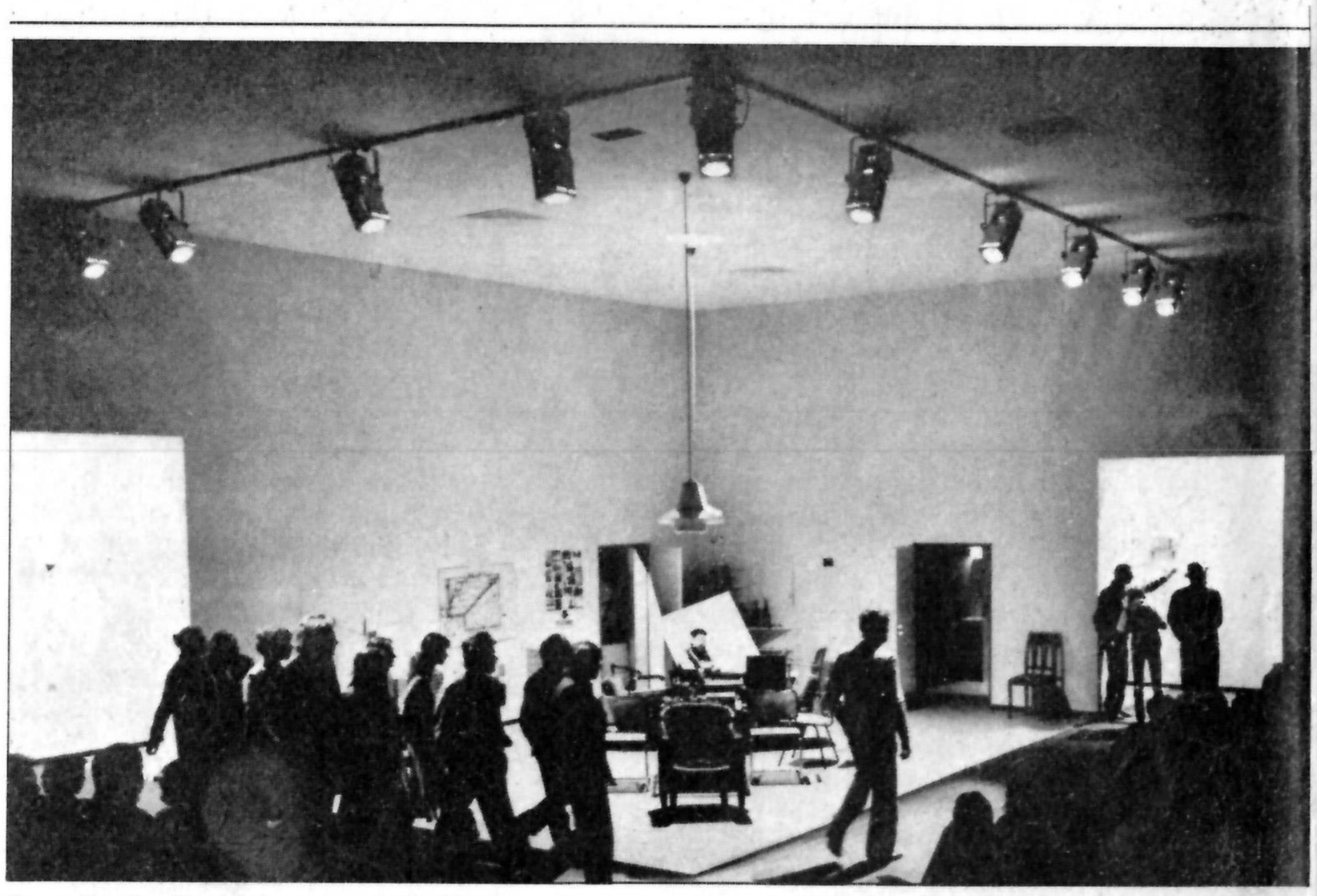
Das Bürgertum hat einen neuen Hofdichter: Botho Strauß. Sein Bühnen-Renner: »Die Trilogie des Wiedersehens«. Warum man sie immer wieder sehen kann, erklärt Michael Schneider, der mit seinem ersten Stück, der politischen Revue »Wiedergutmachung«, gezeigt hat, daß man Theater auch anders machen kann

Strauß und Strauß

Wenn man den Einflüsterungen des bürgerlichen Feuilletons Glauben schenkt, dann hat das deutsche Theater einen neuen Autor, ja *den* deutschen Gegenwarts-Dramatiker schlechthin. Sein Name: Botho Strauß. Seinem 1977 in Hamburg uraufgeführten, dann in Basel, Stuttgart und jetzt von der Berliner Schaubühne nachgespielten Stück »Die Trilogie des Wiedersehens« (nach »Hypochonder« und »Bekannte Gesichter, gemischte Gefühle« Strauß' drittes Stück) sangen Theater- und Literatur-Kritiker eine Lobeshymne nach der anderen. Peter von Becker feierte die »Trilogie« in der »Süddeutschen Zeitung« als »Stück des Jahres«, Rolf Michaelis in der »Zeit« als Schlüsselstück für die geistige und politische Situation der BRD dieser Jahre«, und selbst Walter Schröder triumphierte in der »Bild«-Zeitung: »Ein Spiegel unserer Zeit. Sechs Sterne!« Nur einige literarische Wortführer der Linken machen Botho Strauß den Dichter-Lorbeer noch streitig. F.X. Kroetz etwa sieht in ihm einen bloßen Günstling bourgeoiser Kultur-Politik, der auf den Wellen der »Neuen Sensibilität« nach oben geschwemmt wurde.

Zwar sind auch mir die Folgen des bürgerlichen Feuilletons auf *den* neuen deutschen Dramatiker keineswegs geheuer, doch, meine ich, kann man Strauß und seine Stücke nicht einfach durch den platten Hinweis erledigen, er solle sich — statt um die Beziehungsneurosen der Kleinbürger — lieber um solche Themen wie »die Einführung der Kinderarbeit bei Siemens« kümmern — so Kroetz in der »U.Z.«. Überhaupt erscheint mir die nun schon Jahre anhaltende literarische Frontstellung: »Sozialkritischer Realismus« hier — »Neue Sensibilität« dort, Wallraff gegen Handke, Kroetz gegen Strauß, ziemlich platt und provinziell. Jede literarische Partei scheint in der anderen gerade das zu bekämpfen, was ihr selber fehlt. Es gab einmal Schriftsteller wie z.B. Maxim Gorki, die beide Extreme in sich vereinigten und sich für die Verwicklungen und Verirrungen der »kleinbürgerlichen Seele« ebenso interessierten wie für die Kinderarbeit in kapitalistischen Großbetrieben.

Die »Trilogie des Wiedersehens« ist ein Stück der kleinen Beziehungen, ohne Anfang und Ende, es spielt in den Ausstellungsräumen eines Kunstvereins während einer Vernissage — ein intelligentes, feinnerviges Stück über sieben gestörte, zerrüttete Beziehungen, die hier gewissermaßen selber zum Gegenstand der Ausstellung werden. Botho



Strauß schreibt nicht nur subtile Dialoge, in denen die Personen — wie bei Tschechow — haarscharf aneinander vorbeireden, sondern er schafft auch Figuren von einprägsamer Charakteristik. Stagnation und *Verlust* sind ihre primäre Erfahrung. In allen seinen Stücken und seinen bei Hanser erschienenen Prosa-Texten erzählt Strauß, wie sich Menschen verlieren, ihr Gesicht, ihre Geschichte, ihre Erinnerung, vor allem ihre Identität im anderen. »Du gibst mir kein Gefühl für mich«, klagt Susanne ihrem unwirklichen Geliebten Moritz, dem Kunstvereins-Direktor, in dessen Abwesenheit. »Du hast mich weit entfernt von mir. Vor Dir stehen heißt, im Rücken gegen eine leere rohe Wand stoßen. Dahinter verfällt das eigene Schicksal wie ein nie bewohntes Haus. Du achtest nicht, nein, ahnst nicht einmal, woher ich komme ... Kein Gefühl für mein Alter. Für die Geschichte meines Gesichts. Für die Laufbahn meiner guten, meiner schlechten Seiten ...« Und auch Moritz' einzige »Liebeserklärung« an die abwesende Susanne liest sich wie eine Verlustanzeige: »Es scheint, als habe sich Susanne in Luft aufgelöst. Ihre Neigung, die Verlorengegangene zu spielen ... Eines schönen Tages wird sie spurlos verschwunden sein, ohne freilich abzureisen, ohne sich wirklich von uns zu entfernen.«

Alle Figuren der »Trilogie« sind, ob allein

»Trilogie« (an der »Schaubühne«) und Wirklichkeit: Der »Frosthauch der Warenwirtschaft« - längst auch im Kulturbetrieb

»Die Grundstimmung des modernen Individualisten ist eine ruhelose Sehnsucht; er hat den Kopf verloren, spannt alle seine Kräfte an, um sich irgendwie an das Leben zu klammern, und hat keine Kraft. Seine Sensibilität ist krankhaft gesteigert, doch sein Gesichtsfeld ist eng und die Fähigkeit zum synthetischen Denken gering. Aber, wird man sagen, trotz der Schwäche des Materials ist die kapitalistische Gesellschaft stabil. Sie hält sich durch ihr Gewicht, aus Trägheit und mit Hilfe solcher Stützen wie Polizei, Armee, Kirche und Schulsystem, die den Zerfallsprozeß verlangsamen. Sie hält sich, aber sie verwest, vergiftet durch die von ihr gebrauten Gifte, in erster Linie durch den nihilistischen Individualismus, der alles außer 'Ichheit' und 'Selbstheit' verzweifelt negiert.« (Maxim Gorki)

oder verheiratet oder in einer »freien Partnerschaft« lebend, ständig auf der Flucht voreinander und haben doch nicht die Kraft, sich zu trennen. Ihre Treffpunkte sind nur die Schnittpunkte ihrer Fluchtwege in einem Universum »menschenleerer Menschen« und Hoffnung liegt einzig in der gesetzmäßigen Wiederkehr dieser Schnittpunkte. Susanne: »Unsere einzige Hoffnung: der gleiche Lauf der Wiederholung ... Am Anfang ist immer der Abschied ... dann kommt ein Wiedersehen ... Zwischen Kommen und Gehen die Wende, dort treffen wir uns ...«

Diese Menschen brennen nur noch auf ganz kleiner Flamme; ihre Begierden und Sehnsüchte verlöschen ebenso schnell wie sie aufflackern. Auch der Schmerz der von ihren Freunden und Partnern Verlassenen hält gerade bis zum nächsten Telefonanruf, bis zur nächsten, ebenso flüchtigen Begegnung vor. Diese Menschen scheinen überhaupt nur noch zu Halb- und Viertel-Gefühlen fähig zu sein. Peter, der Schriftsteller: »In einer Gesellschaft wie der unseren scheinen die Genuß- und Leidensfähigkeiten des Menschen mehr und mehr zu verkümmern. Das Wagnis der großen Erregungen bleibt weitgehend ungewagt. Unsere Gesichter stoßen kaum je einmal im Leben an die Grenze ihrer Ausdruckskraft.« Folgerichtig kommen bei Strauß große Gefühle nur noch als Zitat vor; etwa als Tonband-Einspielung italienischer Opern-Musik wie in Peter Steins Schaubühnen-Inszenierung.

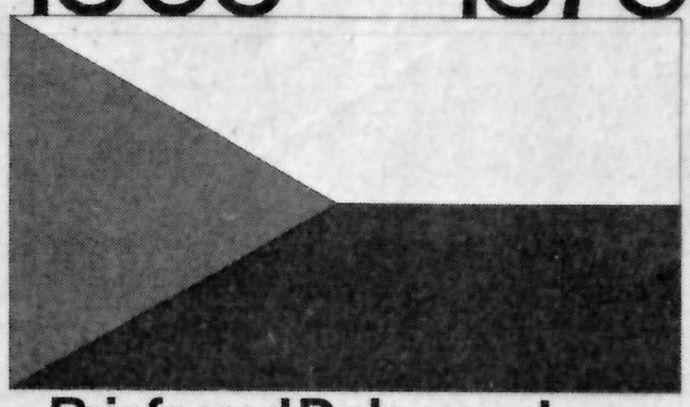
»... kein Text existiert, der nicht mehr über seinen Autor schreibt, als dieser von sich aussagt; kein Text, der nicht mehr zu verstehen gibt, als der Autor selbst darunter verstanden hat — ich meine, daraus folgt, daß dieses Mehr eines Textes in erster Linie von einer *politischen Lektüre* erschlossen werden kann«, schreibt Strauß in einem Aufsatz über die »Unausweichlichkeit politischen Bedeutens«. Nun — ich nehme ihn beim Wort. Zwar beschreibt Strauß — und das ist das literarische Novum an seinen Stücken und Erzählungen — mit außerordentlich feiner Beobachtungsgabe und großer Stilsicherheit die zunehmende *Unwirklichkeit,* Flüchtigkeit der menschlichen Beziehungen in einer bestimmten Gesellschaftsschicht. Aber er unterschlägt uns — und hier beginnt meine »politische Lektüre« — die *wirklichen* Ursachen all dieser Realitäts-, Identitäts- und Beziehungs-Verluste. Als Motto über der »Trilogie« könnte stehen, was der Kunstvereins-Direktor über seine eigene Ausstellung sagt: »Ich sehe überhaupt keine Zusammenhänge. Gibt es auch nicht. Ich dachte, das zeige ich jetzt den Leuten in krasser Form, daß keiner mit dem anderen irgendetwas zu tun hat, und damit schaffe ich eine bestimmte Bewußtseins ... Bewußtseins ...«

Wie Peter Handke scheint auch Botho Strauß in der »einfachen (schlechten) Negation« (Hegel) des politischen Aufklärungs-Fanatismus Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre steckengeblieben zu sein. Das Resultat ist ein melancholisch-trüber Agnostizismus, dem sich überhaupt keine Zusammenhänge mehr erschließen, eine fatale Ideologie der vermeintlichen Ideologielosigkeit, die dem bundesrepublikanischen Kulturbürgertum heute sehr zupaß kommt: »Das sind nicht mehr die Trompeten der Utopie, die vor 10 Jahren noch aus manchen zeitkritischen Stücken zu hören waren« (Rolf Michaelis). Diese Menschen, so frohlockt das Feuilleton, sind so sehr in die Vernissage ihrer verzwickten Gefühle vertieft, daß sie wohl kaum mehr zum politischen Denken, geschweige denn zum politischen Handeln fähig sind. Es ist klar: die Strauß'schen Solipsisten tun niemandem weh, außer sich selbst und ihresgleichen, und das ist auch der Grund, warum sie höheren Orts auf so viel Gegenliebe stoßen.

Was Strauß derzeit zum erklärten Liebling des Feuilletons macht, ist erstens sein

DIE SIEBEN JAHRE VON PRAG 1969—1976

Vilém Prečan



Briefe und Dokumente aus der Zeit der ›Normalisierung‹

Fischer

3412/DM 9,80

Nach der Besetzung der CSSR im August 1968, die den Prager Frühling gewaltsam beendete, wurden die Intellektuellen des Landes mundtot gemacht. Auch der Historiker Prečan erhielt Schreib- und Berufsverbot, wurde überwacht und bespitzelt. Die Briefe und Dokumente aus der Zeit der „Normalisierung" sind ein beklemmendes Zeugnis der Unterdrückung durch einen Machtapparat, der mit bürokratischer Sachlichkeit und Kälte den Menschen zu reglementieren versucht.

Stunde namens Hoffnung
Almanach tschechischer Literatur 1968–1978
Herausgegeben von Jiři Grusa, Milan Uhde und Ludvík Vaculik
Mit Collagen von Jiři Kolar
2157/DM 7,80

Die tschechische Literatur lebt – allen staatlichen Unterdrückungsmaßnahmen zum Trotz! Dieser Band stellt einen Querschnitt durch das literarische Schaffen seit dem „Prager Frühling" vor. Erzählungen, Feuilletons, Essays, Betrachtungen und Gedichte von 32 tschechischen Autoren, die im eigenen Lande nicht publizieren können.

Fischer Taschenbücher

»Hier beäugt eine häßliche Bohème ihre höchst eigene Seelen-Provinz«

gänzlicher Mangel an »Tendenz« und »Parteilichkeit« zweitens die schier grenzenlose Einfühlung in seine Figuren. Rolf Michaelis: »Warum wirkt die Bekanntschaft mit diesen siebzehn Leuten (der Trilogie) keinen Augenblick deprimierend? Weil Strauß seine Gestalten nicht verrät, nicht denunziert, sondern voll Verständnis und Liebe auf die zu ihrer Individualität gehörenden Schwächen blickt. Weil er die Wahrheit jedes Menschen sucht.« In Wahrheit packt Strauß seine Gestalten von vornherein in eine Isolierschicht, die sie jeder lebendigen Kritik — sei es durch den Autor, sei es durch andere Figuren — entzieht. Sein grenzenloser Einfühlungs-Liberalismus hat mit »Liebe« im Sinn einer produktiven, verändernden Kraft nur wenig zu tun. Strauß läßt die Menschen vielmehr in ihren Beziehungs-Neurosen gleichsam einfrieren.

Strauß will Gorki sein

Die »Trilogie« hat sehr viel mit Becketts »Warten auf Godot« zu tun, aber kaum etwas mit Gorkis »Sommergästen«. Daß die »Trilogie« gar eine »Fortsetzung der Sommergäste, verschoben in den Sommer des Jahres 1975« sein soll — so Helmut Schödler in »Theater heute« —, halte ich für pure germanistische Spiegelfechterei. Zwar ist Strauß' Seitenblick auf die »Sommergäste« (an deren dramaturgischen Einrichtung für die Schaubühnen-Inszenierung er wesentlich beteiligt war) unverkennbar, sowohl was das dramaturgische Bauprinzip (die simultane Konversations-Technik) als auch was das Personal angeht, das bei beiden Autoren aus der gehobenen mittelständischen Intelligenz stammt. Jedoch — und das haben die Kritiker geflissentlich übersehen — ist Gorkis »Dramenzyklus über die Lebensgewohnheiten der russischen Intelligenz« von einer ganz anderen Warte aus geschrieben als die Glasmenagerie der Strauß'schen Galeristen von 1975. Während sich diese im dumpfen Gefühl ihrer wechselseitigen Beziehungslosigkeit und Stagnation immer ähnlicher werden, kommt es bei Gorki zu einer existentiellen Auseinandersetzung zwischen dem stagnierenden und dem gärenden, fortschreitenden Teil der russischen Intelligenz. Und während Strauß sein traurig-agnostisches Lebensgefühl (»Ich möchte hier nicht leben, dort nicht leben. Es wird immer ortloser, wohin es mich zieht«) genüßlich über alle Figuren seines Stückes ausgießt, wird dieses Lebensgefühl bei Gorki einer unerbittlichen Kritik unterzogen.

Strauß entwirft keineswegs »auf kleinstem Raum ein Bild der Welt« (Rolf Michaelis), er bildet bloß die »kleine Welt« der Galerien und Boutiquen, kurzum: die glasierte und blasierte Welt einer von Kunst und Kunsthandel lebenden »in-group« ab. Hier beäugt eine bläßliche Bohème, die sich seit eh und je alle vitalen Gefühle und Erfahrungen verkniffen hat, ihre höchsteigene Seelen-Provinz, in der es »keine Wärme, keine Freude, keine Kraft, keine Wärme, keinen Inhalt, keine Freude, kein Leben ...« gibt, wie der Wärter der Kunst-Galerie im Stück resümiert. Kein Wunder, daß unsere Feuilletonisten sich da ausgesprochen heimisch fühlen! Und natürlich stilisieren sie — in altbewährter Weise — das dort herrschende desolate Lebensgefühl zum »einzig wahren« Lebensgefühl, zum »allgemeinen Zeitgeist«, ja, zur »Grundbefindlichkeit *des* Menschen« hoch.

Die zunehmende Vereisung in den Verkehrsformen diser Kultur-Provinz ist aber keineswegs in der »wahren menschlichen«, vielmehr in der »Waren-Natur« begründet, die zur »zweiten Natur des Menschen« (Marx) geworden ist. Der »Frosthauch der Warenwirtschaft« (Walter Benjamin) durchdringt heute — in der Epoche des Spätkapitalismus — längst auch jene entlegene Sphäre der Kunst und Kultur, die einstmals Tummelplatz der menschlichen Leidenschaften und Träume war. Das Tausch- und Profitprinzip erstreckt sich nicht mehr bloß auf den unmittelbar ökonomischen, sondern beherrscht längst auch den Gefühls- und Phantasie-Bereich. Es äußert sich z.B., zumal in den Kreisen, die im Dunstkreis des Kulturbetriebs leben, wo Menschen vornehmlich nach ihrem »Marktwert« taxiert werden, in einer seelenlosen Promiskuität, die den besonderen, individuellen, unverwechselbaren 'Gebrauchswert' der Liebe vernichtet. Susanne zu Moritz: »Sagen Sie: Woran erkennen Sie mich eigentlich? Wie kommt es, daß Sie mich, mich Ununterscheidbare, von Mal zu Mal wiederfinden, ohne sich zu irren?«

Die Introversion, Vereinsamung und Resignation der Menschen bei Strauß ist jedoch auch, jedenfalls was die jüngere Generation betrifft, Ausdruck ihres Geschichts- und politischen Identitäts-Verlustes. Diese irrlichternden Künstler, Kunstgänger und Intellektuellen finden keinen Zusammenhalt mehr in einer tragenden sozialen Idee wie noch in den Jahren der Studentenrevolte. Sie haben selbst das Gedächtnis an den kraftvollen Aufbruch von 1968 verloren — ein kahlgeschlagenes, abgerissenes Bewußtsein, auf dem — so hat man den Eindruck — die Ideologen der Restauration sofort mit dem ideologischen Neubau beginnen können.

Zwergpflanzen und Kümmerlinge

In »Die Widmung« schreibt der Ich-Erzähler Strauß: »Ich fühle keine besondere Begierde, Furcht, Bewegung oder Begeisterung, ich fühle mich namenlos, unpersönlich. Das Auge starr wie ein Toter, der Geist weit und unbestimmt wie das Nichts oder das Absolute. Ich bin in der Schwebe, ich bin, als wäre ich nicht.« Dieses Lebensgefühl — und die von ihm zehrenden Zwergpflanzen und Kümmerlinge — entsteht immer in den Kälte-Perioden der politischen Restauration.

Darum werden die Texte und Stücke von Botho Strauß erheblich an Faszination einbüßen, wenn in kommenden Krisen die »Trompeten der Utopie« die versteinerten Verhältnisse (dieser Republik) wieder zum Tanzen bringen.

Engelmann, der altmodische Mensch

Peter Paul Zahl stellt den neuen Engelmann-Roman vor. Der ist zwar schon fast ein Jahr alt, aber bis jetzt hat kaum jemand Notiz von ihm genommen. Was sicher kein Zufall ist

»Prozeßhansl« Strauß, Strauß-Nachbar Engelmann:
»Es gibt Dokumente, die halten jeden Wahrheitsbeweis aus, nicht aber Deutsches Recht«

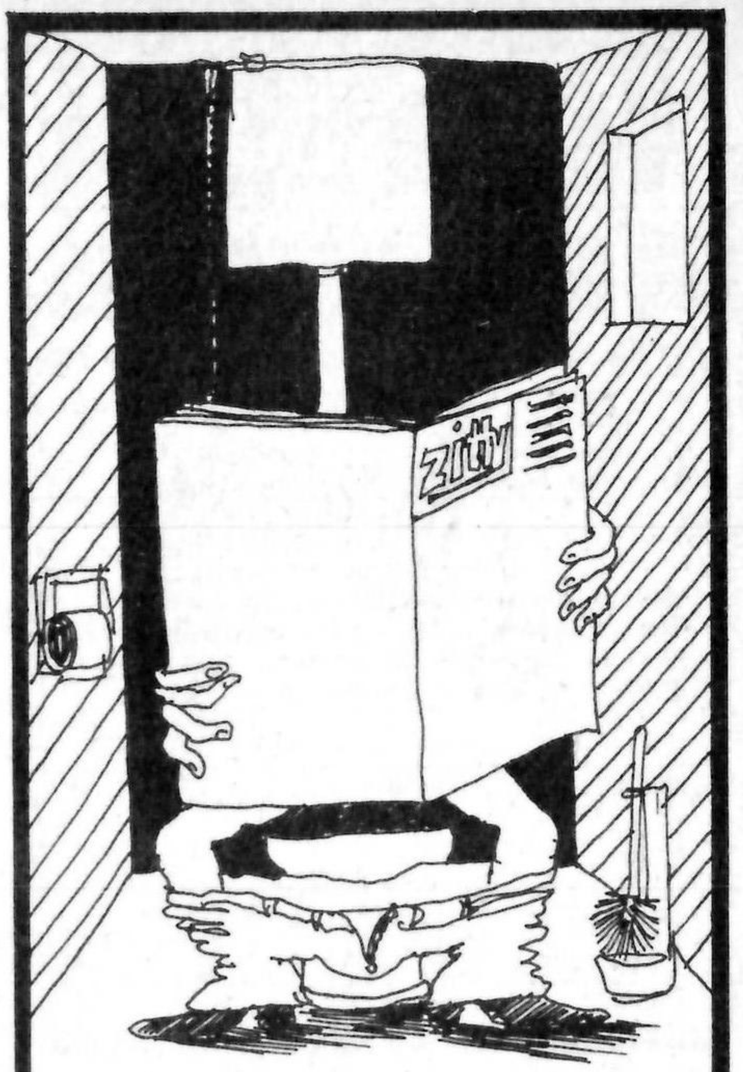
Bernt Engelmann ist einer der erfolgreichsten Sachbuchautoren der Bundesrepublik. Er entkleidet die Geschichte von Fürsten- und Königshäusern, von Industriedynastien, Politikern und Tycoons, von Trendsettern und Playboys, von Managern und Lobbyisten aller hohen, hohlen Phrasen, Begriffe und Ideale. Übrig bleibt die herrschende Geschichtsschreibung, die entlarvt wird als Kosmetik der Geschichte von arrivierten Banditen.

Aus Raubrittergeschlechtern wurden Königshäuser, die vor Vornehmheit nicht mehr pinkeln gehen und in der Regenbogenpresse den von ihnen Betrogenen zur traurigen Identifizierung angeboten werden. Aus gewöhnlichen Strauchdieben, Wucherern, Halsabschneidern, Heiratsschwindlern, Vieh- und Trickdieben wurden Industriebarone - Engelmann zeigt ohne Häme, präzise und souverän ihre Karrieren, ihren Aufstieg, ihre Chuzpe, ihren Fall, ihre verborgenen Skandale. Erfolg haben, egal wie, und sich nicht erwischen lassen, dies ist nicht nur die Devise von Mopeddieben und Handtaschenräubern, sondern auch die der Macher in Politik und Wirtschaft, deren einer einst treuherzig sagte: »*Unser amerikanisches System - ob Amerikanismus, Kapitalismus oder sonstwie genannt -, gibt jedem einzelnen von uns eine große Chance. Man muß sie nur mit beiden Händen ergreifen und zum Besten nutzen.*« Der so sprach, war nicht Münemann, nicht Poullain, nicht Rockefeller, Thurn und Taxis oder Empain, er galt als Gangster, er hieß Al Capone. Als Gangster gilt er nur, weil er sich hatte erwischen lassen.

Nach dem Tatsachenroman »Großes Bundesverdienstkreuz« - der ihm einige juristische Schwierigkeiten bereitete - hat Engelmann nun ein weiteres Sachbuch in Form eines Romans veröffentlicht: »Hotel Bilderberg«. Die detaillierten, präzisen und dennoch völlig locker und verständlich geschriebenen Schilderungen der Lebensläufe edler Geister sind in eine Rahmenhandlung verpackt. Der Klappentext gibt den Inhalt nüchtern an:

»*Beinahe wäre Mrs. Vandermeulen einem Attentat zum Opfer gefallen; nur durch einen Zufall wird sie von Pat, einer jungen Journalistin, gerettet. Aus Dankbarkeit bittet sie das junge Mädchen, für ein paar Tage ihr Gast zu sein. Pat stimmt zu(...) Das Reiseziel ist (...) das Hotel de Bilderberg, Gründungsort des gleichnamigen exklusiven Clubs, dem die Bosse der Multikonzerne, Topmanager, Großbankiers, Mitglieder von Königshäusern und ausgewählte Politiker angehören. Die alte Dame hofft, hier mit einigen maßgebenden Herren Geschäfte machen zu können, denn immerhin besitzt sie Aktien, die für andere von großem Interesse sind, und sie hat eine Liste, die für alle an einem großen Rüstungsskandal Beteiligten von äußerster Wichtigkeit ist...*«

Es wäre höchst einfach, Bernt Engelmann die Schwächen seiner Rahmenhandlung vorzuwerfen: die reißerische Eingangsszene, die



Für die schönsten Stunden des Tages (in Berlin)

Alle Kinos / alle Filme
alle Theater / alle Neuinszenierungen / alle Konzerte / alle Termine / alle Kneipen / alle Adressen / alle Termine / alle Typen / alle Gruppen / alle Bürgerinitiativen / alle Skandale / alle TV-Programme / alle Radiosendungen / und alles andere.

Alle im Streß / alle dieselbe Knete / alle am Ball.
Alles in allem seit 1,5 Jahren.
Alle 14 Tage. 2 Mark.
An allen Kiosken.
Allerhand.
Für alle Berliner und alle West-Touristen (und Ost).
Wo soll das alles bloß hinführen.
An alle: Kupong ausfüllen.
Alles weitere wird sich finden. Alles Gute. Allsdann!

Kupong

Bitte schickt mir eine Ausgabe von Zitty, eurer illustrierten Stadtzeitung. Die 2 Mark dafür habe ich auf euer Konto bei der Berliner Bank, Kontonr. 08 234 00 000 (BLZ: 100 200 00) oder aufs Postscheckkonto Berlin/West Nr. 85 45 - 107 überwiesen.
Ich habe 2 Mark in Briefmarken beigelegt.
(Nichtzutreffendes bitte streichen)

Name _____

Adresse .....

.....

Zitty Verlag GmbH, Schlüterstr. 39
1000 Berlin 12, Tel. 881 30 86 (030)

zitty

Vorwärts:„Hier ist ein Gutschein,

Bitte diesen Gutschein innerhalb von 14 Tagen einsenden an:
Vorwärts, Postfach 20 09 10, 5300 Bonn 2
Mein Posterwunsch: ☐ Poster Sozialistengesetz
☐ Halbritter-Plakat
☐ Plakat Frauenwahlrecht
(bitte ankreuzen)
Hiermit erwerbe ich das Anrecht, den Vorwärts drei Wochen umsonst ins Haus zu bekommen. Das Poster kann ich auf jeden Fall behalten. Vom „Kleingedruckten" habe ich Kenntnis genommen.

Name Vorname

Straße

PLZ, Ort

Datum Unterschrift K

der zu schade zum Wegwerfen ist. Denn dafür gibt's ein seltenes Poster.

Poster 1: Plakat mit einer Karikatur zu den Sozialistengesetzen.

Poster 2: Kurt Halbritter zum Strauß-Aufenthalt in Chile.

Poster 3: Das berühmte Frauenwahlrechtsplakat aus dem Jahre 1914 (farbig).

Und drei mal Vorwärts. Umsonst!" P.S.: Beachten Sie das Kleingedruckte.

Wir schenken Ihnen ein Poster. Das behalten Sie auf jeden Fall. Dazu noch ein zweites Geschenk: Dreimal kommt der Vorwärts kostenlos. Sollten Sie nach den Probe-Exemplaren keine weitere Zusendung wünschen, genügt eine formlose Mitteilung innerhalb von 14 Tagen. Antworten Sie nicht, erhalten Sie jeden Donnerstag den Vorwärts per Post. Zum Jahres-Abopreis von DM 72,–. Sie sparen gegenüber dem Einzelverkaufspreis DM 32,–.

alte Dame, die »ganz zufällig« immer alle möglichen authentischen Dokumente aus der Handtasche parat hat, der Butler aus dem Bilderbuch, die »jungenhaft« dümmlich-cleveren Reporter usf. Unsere edle Literaturkritik wird sich wohl voller Graus von ihr wenden (und in der Tat hat der Lektor, vielleicht aus falsch verstandener Ehrfurcht gegenüber dem berühmten Autor, einiges Arge nicht verhindert). Warum also benutzt Engelmann diesen Kunst*griff*, bei dem ihm nach allen Regeln der Kunst nachgewiesen werden kann, daß er kein *Kunst*griff ist? Warum schwache Fiction als Rahmenhandlung, wenn Engelmanns Stärke nachweislich in Non-Fiction besteht, wenn er unter den deutschen Sachbuchautoren immerhin das war, was altmodisch, aber treffend, Grandsigneur genannt wird?

Ich glaube nicht, daß Engelmann durch die Romanform neue Leserschichten erschließt; Sachbücher, gerade solche, wie sie ein Engelmann zu schreiben pflegt, sind seit einiger Zeit äußerst populär.

Ich glaube eher, daß der Autor sich der »*List beim Schreiben der Wahrheit*«, wie Brecht den Kunstgriff nennt, die Zensur zu unterlaufen, bedient; daß er durch die augenzwinkernd-einvernehmliche Art, Fakten fiktiv aufzubereiten, sich (und dem Verlag) juristische Sperrfeuer der im Buch geschilderten und durch das Buch Getroffenen erspart. Es gibt Dokumente, die halten jeden Wahrheitsbeweis aus, nicht aber deutsches Recht.

Die du Ponts in Delaware, die Rothschildts, die Nassau-Oranier und die Rockefellers haben es inzwischen nicht mehr nötig, gegen die bittere und schmutzige Wahrheit anzutreten; ein Presseausschnittbüro oder ein Hauslehrer dieser Altreichen werden Engelmanns Zeilen zur Kenntnis nehmen und ablegen. Nicht aber ein Mann - der pikanterweise unweit von Engelmanns Haus wohnt, nein, waffenstarrend residiert - und um den sich die Schlüsselberichte des Tatsachenromans ranken, nicht aber ein Mann, der noch zu kämpfen hat um seinen Platz in der Geschichte und, wie der alte Fuchs Adenauer tadelnd anmerkte, »ein Prozeßhansl« ist: F. J. Strauß.

Ist was Neues unter der Larve?

Über dessen Verwicklungen in die Bestechungsaffären des Lockheed-Konzerns ist viel geschrieben worden. Vielleicht schon zu viel. Wer etwa liest die Dokumentationen eines »Pressedienstes demokratische Initiative« (PDI) der ungestraft der »kommunistischen Wühltätigkeit« geziehen werden darf, weil sich ein, zwei Mitglieder der einflußlosesten KP Westeuropas erkühnen, neben Dutzenden bekannter Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens darin mitzuarbeiten? Wer liest gar den stinklangweiligen Dokumentationsband der SPD-Bundestagsfraktion, der wiederum eine Replik auf die am 24. Februar dieses Jahres veröffentlichte Pseudo-Dokumentation der CDU/CSU-Bundestagsfraktion unter dem Titel »Lockheed - Paradebeispiel eines Rufmords« ist? Wer liest also Berichte über einen FJS, der Onkel Alois überlebte und den Spiegel-Skandal 1962, die Besoffenheit während der Kuba-Krise, den Schützenpanzer HS 30 und den Starfighter? Die Wähler etwa in der Bundesrepublik? Oder gar die in Bayern?

Engelmann unternimmt den Versuch; er möchte sie ansprechen, informieren, aufreizen, zum Denken bewegen. Die von ihm in »Hotel Bilderberg« vorgelegten Materialien sind brisant genug, sie so »servieren« zu dürfen, daß sie auch eine über das übliche Bildungsbürgertum hinausgehende Leserschaft erreichen.

Bordellbesuche und Spesenrechnungen, Geheimkonten und Tarnfirmen, die »Erzählungen des Ernst Hauser« und die Täuschungsmanöver, die dort wiedergegeben werden - erzählt listigerweise von einer alten Dame, die an Geschöpfe Agatha Christies erinnert - sind entlarvend. Aber was wird da entlarvt? Ist unter der Larve etwas anderes, etwas Neues, etwas Schreckenerregendes. Schlägt die Empörung in Handlung um beim Leser - und sei es in die Handlung, alle vier Jahre ein Kreuzchen - oder besser, einmal ein *anderes* Kreuzchen zu malen?

Schaut doch, ihr werdet von Banditen regiert!

Bernt Engelmann ist seit Jahren damit beschäftigt, die herrschenden Klassen wiederzugeben. So sind seine Bücher immer - Kriminalromane, Krimis, in denen »das Böse siegt« und Ganoven geadelt werden, Gangster den Ton angeben, Kriminelle sich behaupten. Engelmann schildert den »diskreten Charme der Bourgeoisie« - aber der *echte* Charme bleibt unangetastet, ja er scheint sich zu verstärken, je genauer und entlarvender er abgeschildert wird: der *Erfolg*. Aber schaut doch, ruft Engelmann permanent, ihr werdet von Banditen regiert, von Huren verwaltet, von Gangstern ausgesogen, von Lügnern gerichtet, von Massenmördern diplomatisch vertreten. Richtig, scheinen seine Leser zu sagen. Aber die sind oben und haben Erfolg.

Die Moral derer oben scheint unten angekommen und verinnerlicht zu sein; und wer eine andere Moral predigt, stellt sich außerhalb der geltenden Gesetze, der ist Symphatisant, wenn nicht gar ein Terrorist! Der Sittenschilderer, der Aufklärer und Moralist Engelmann ist ein zutiefst altmodischer Mensch; er vertraut auf die reinigende Kraft der Wahrheit; er hält die Menschen für lern-, die Verhältnisse für besserungsfähig. Das beweist - nach den herrschenden Maßstäben —, wie unmoralisch er ist. Kein Wunder, daß kürzlich der Antrag gestellt wurde, ihn aus der SPD zu werfen.

PS: Selbst die Romanform, Fiction, bewahrte Bernt Engelmann nicht davor, *»einiges, das ganz konkret die Zusammenhänge mit lebenden bundesdeutschen Politikern aufzeigt«* auf Drängen seines und des Verlagsanwalts zu streichen...!

Der Vorsitzende des deutschen Schriftstellerverbandes und das Mitglied des deutschen PEN-Zentrums *mußte* zur Selbstzensur greifen, damit sein Buch nicht verboten wird. Was muß das für ein Land sein und was gilt in ihm noch Artikel 5 des Grundgesetzes, wenn nun schon (wieder) diese »Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit«, wie Brecht dies vor vierzig Jahren bezeichnete, auftauchen? Das Schweigen nimmt zu. Es wird uns auferlegt von denen aus dem »Hotel Bilderberg«.

Bernt Engelmann: »Hotel Bilderberg«, AutorenEdition, 205 Seiten, 26 Mark

Wallraff, in Truppen-Montur: Folterideen von amnesty international

Günter Wallraff:

Schwarz-braun ist die Bundeswehr

Daß die Benennung einer Essener Kaserne nach Gustav Heinemann Anfang Juli ein grober Ausrutscher war, zeigt ein neuer Bundeswehr-Report: »Stories in Olive«

Die Bundeswehr-Inspekteure, die sich in den »Stories in Oliv« zu Wort melden, sind einfache Soldaten, Arbeiter, Angestellte, Studenten und zwei wehrpflichtige Stabsärzte, die ihre Erfahrungsberichte in Tagebüchern, Protokollen oder Dokumentar-Erzählungen vorlegen.

Die Einzelheiten und Resultate ihrer Lageberichte sollten uns in höchste Alarmbereitschaft versetzen! Da erweist sich der Slogan vom »Staatsbürger in Uniform« als Rohrkrepierer und der Werbespruch von der »demokratischen Armee mit reinem Verteidigungsauftrag« als Nebelhandgranate.

Das Erschreckendste sind gar nicht mal die unzähligen Beispiele von Menschenrechtsverstößen, die sich im täglichen Drill in Demütigungen, Sadismen und Schikanen fast schon wie Gewohnheitsrechte in dieser Willensbrechung- und Entmündigungsanstalt der Nation austoben, — übrigens ja nicht nur hier, sondern wohl in den meisten Armeen der NATO und des Warschauer Pakts. Zitat eines Majors: »Zuerst müssen wir den Rekruten brechen, um dann einen Soldaten aus ihm zu machen.« In der Sprache der Ausbilder: »... werden Sie so schleifen, daß Sie sich wie ein frisch geficktes Eichhörnchen vorkommen.«

Eine besondere Traditionspflege der Bundeswehr drückt sich eher in folgenden Ausbilder-Leitsätzen aus, die mir aus meiner eigenen zehnmonatigen Bundeswehrzeit (als Kriegsdienstverweigerer) noch in den Ohren dröhnen: »Hüpfen auf der Stelle, bis daß der Tod eintritt!« Oder: »Graben Sie sich ein Loch und lassen Sie sich erschießen.« Da ist Auschwitz noch nahe und die Eliteeinheiten und Erschießungskommandos in den besetzten Ländern sind die soldatischen Leitbilder.

Da ist es auch keine Entgleisung, sondern folgerichtig, wenn die heranwachsende Offiziers-Elite einer Bundeswehrakadamie bei Lagerfeuerromantik Judenverbrennung spielt.

Welche eine Bankrotterklärung eines sich demokratisch nennenden Staates, der sich weigert, seine Universitäten nach Heinrich Heine oder Carl von Ossietzky zu benennen, jedoch die Bundeswehrkasernen unter die symbolische Obhut von rechtsextremen Ideen und militaristischen Eroberern stellt.

»Da ist die Karfeit-Kaserne in Brannenburg, Karfeit liegt seit 56 Jahren in Jugoslawien, war vorher von Österreich annektiert. Da ist die Argonnen-Kaserne (Ravensburg). Die Argonnen liegen in Frankreich. Sie waren Aggressionsziel im ersten Weltkrieg. Cambrai-Kaserne (Lübeck). Cambrai in Frankreich war Angriffsziel deutscher Armeen im ersten und zweiten Weltkrieg. Saarburg-Kaserne und Diedenhofen-Kaserne (beide Wuppertal). Beide Orte liegen in Frankreich und heißen eigentlich Sarrebourg und Thionville und waren von 1871 bis 1918 von Deutschland annektiert. Lüttich-Kaserne (Köln). Lüttich liegt in Belgien, war Etappenziel deutscher Truppen im ersten und zweiten Weltkrieg. Ostmark-Kaserne (Weiden). Ostmark ist die Nazi-Bezeichnung für das von Hitler-Deutschland 1938-1945 annektierte Österreich. Nach Orten in Polen sind z. B. die Sagan-, Briesen-, oder Tannenberg-Kaserne benannt. Sie dürfen im östlichen, aber auch im westlichen Ausland Zweifel am proklamierten Defensivcharakter unserer Armee hervorrufen. (»Stories in Oliv«)

Auch faschistische Eroberer und antidemokratische Putschisten werden von der Hardthöhe geehrt. Rommel sind Bundeswehrkasernen gewidmet (und wenn es nach hohen Militärs ginge, wäre der Führerstellvertreter Hess nach seinem Tod sicherlich auch bald an der Reihe). Eine Hamburger Kaserne fühlt sich dem Geist von General Lettow-Vorbeck verpflichtet, dem rassistischen Afrika-Kämpfer, der 1919 Hamburg besetzte, die Volkswehr auflöste und später maßgeblich am Kapp-Putsch gegen die Republik beteiligt war. Auch einige hundert Hamburger Sozialdemokraten ließ der Bundeswehrschutzheilige einst niedermetzeln.

Ein derartiges Traditionsbekenntnis auch unter sozialdemokratischen Verteidigungsministern scheint mir dennoch konsequent: Diese Armee in ihrem harten, tonangebenden Kern ist in ihrem Selbstverständnis so rechts, daß in diesen Offiziers-Cliquen Kameraden, die Mitglieder der SPD sind, bereits als »verdächtige Linke« oder »subversive Rote« gelten. Die Bundeswehr als Nachlaßverwalter der Reichswehr, das ist nicht erst seit dem Fall Rudel und den bekanntgewordenen Verflechtungen zwischen Bundeswehroffizieren und der SS-Nachfolgeorganisation HIAG offenkundig.

Zur Hochzeit der NPD, als sich diese Partei noch nicht rechts von der CSU überholen ließ und seitdem überflüssig ist, wählte jeder vierte. Berufssoldat neofaschistisch und in einzelnen Wahllokalen von Bundeswehrstandorten wie z. B. Sonthofen konzentrierten sich die NPD-Stimmen bis auf 60 Prozent. Kann es dann noch mit »nicht repräsentativ« abgetan werden, wenn Bundeswehrbibliotheken die Bücher von NS-Schriftstellern in den Regalen stehen haben?

Vor einigen Jahren habe ich aus der Offiziersbibliothek einer Musterkaserne im Westerwald (in der ich mich unter anderem Namen einmal etwas näher umsah,) ein »Wörterbuch für deutsche Soldaten im Rußlandfeldzug« herausgefischt. - Dort war das ganze Henkervokabular (»Gibt es hier Partisanen?« - »Stellen Sie sich an die Wand«) im Kürzel-Stil eines Reiseführers festgehalten. Ich sehe inzwischen darin keine gedankenlos übernommenen Relikte mehr. Das wird bekenntnishaft, wenn man daneben öffentlich gehaltene Reden von Bundeswehroffizieren setzt: »...Abgesehen von *Äußerlichkeiten* unterscheidet sich unser Tun und Handeln durch nichts von dem, was Soldaten frühe-

Deutscher Jugendbuchpreis für

Der Bleisiegelfälscher

Dietlof Reiche schildert in diesem Roman Geschichte, nicht wie sie "die Großen der Welt" angeblich gemacht haben, sondern wie Menschen Geschichte erlebt und durch ihr Leben bestimmt haben.
Nördlingen 1613: Alle Meister der verarmten Loderzunft müssen mehr Loden weben, als die überalterte Zunftordnung erlaubt. Daher fälschen sie die Gütesiegel der Stadt. Das wissen auch die großen Handelsherren. Doch als Fälschungen auf den Abstatzmärkten bekannt werden, brauchen die Herren einen scheinbar einzig Schuldigen, den sie "zum abscheulichen Exempel" strafen können.

Dietlof Reiche:
DER BLEISIEGELFÄLSCHER. Roman.
423 S., mit 5 Abb., DM 27,oo.

anrich verlag graue hefte
6101 Modautal-Neunkirchen · Tel. 06254/7229

DIALOG
MAGAZIN FÜR LITERATUR, THEATER, FILM, FERNSEHEN
erscheint monatlich, Jahresabo:
DM 16.-- incl. Porto
TITELGESCHICHTEN
Aug.: NDR contra Stoltenberg
Sept.: Kommunales Kino
SERIEN: Literatur und Film
Schriftstellerporträts
Zum Kennenlernen: Sonderdruck, ca. 180 S., DM 5.80 + Porto; bei gleichzeitiger Abobestellung nur DM 4.50 incl. Porto
Bestellungen an die Redaktion
Braunstr. 27, 2400 Lübeck

rer Epochen auszeichnete...«, bekennt der stellvertretende Bataillonskommandeur, Major Hansen in seiner jährlich öffentlich gehaltenen »Verteidigungsrede« im Zentrum der Stadt Dülmen (so weit schon: KZ's als Äußerlichkeiten). »... Das Vorbild zweier Generationen deutscher Männer...« -,...»Es waren Ihre Großväter und Ihre Väter, die sich die Achtung und Bewunderung der ganzen Welt *erzwangen*. Am Ende stand jeweils trotzdem die Niederlage...«

Wenn es nach Major Hansen und seinen Kumpanen geht, soll das die ihnen unterstellte neue Generation wieder wettmachen. Er spricht vom »freien Teil Restdeutschlands«, wenn er die BRD meint und von »unserem Volk, das aus seiner fast tausendjährigen angestammten Heimat zugunsten einer landfremden Bevölkerung vertrieben wurde.« (na denn, Sieg, Heil!)

Aber zurück zu Beispielen aus den »Stories in Oliv.« Daß es sich dabei nicht um Auswüchse und Einzelfälle handelt, wird immer wieder deutlich, wenn die zitierten Belege in den Berichten verschiedener Soldaten unterschiedlicher Standorte immer wiederkehren. Stabsgebäude und Offizierskasinos werden mit faschistischen Abzeichen geschmückt, auf Kameradschaftsabenden wird faschistisches Liedgut »gepflegt«. Zum Beispiel »Bomben auf Engelland« oder zur Melodie der Capri-Fischer:

»Wenn die Rote Flotte vor Danzig im Meer versinkt,
wenn der Marschall Gretschko im Kreml am Galgen hängt,
dann rollen die deutschen Panzer in Moskau ein,
und dann wird in Europa endlich Friede sein...«

Da ist es auch keine Sensation mehr, wenn ein Feldwebel seine Mannschaft mit »Heil-Hitler« begrüßt und die »Kommunisten in Stammheim« vergast sehen will. Was vom Verteidigungsministerium als »bedauerliche Ausnahme« abgetan wird, falls es die Öffentlichkeit erfährt, ist lange schon gewachsen und hat längst System. Die »bedauerliche Ausnahme« besteht darin, daß es nur durch *Zufall* herauskommt. Die Propagandarede des chilenischen Juntaoffiziers Kraushaar vor dem Offizierscorps der Hamburger Führungsakademie wurde lediglich bekannt, weil ein einziger Zuhörer nicht dicht hielt. In diesem Fall ein Leutnant, ein Juso-Mitglied.

Daß aber seit Jahren Offiziere faschistischer Regime ständige und gerngesehene Gäste der Bundeswehr sind, wurde in diesem Zusammenhang verschwiegen.

Die wehrpflichtigen Protokollanten in den »Stories in Oliv« berichten von Ausbildern, die in Vorstellungen gewisser Folterpraktiken schwelgen. Wie man z. B. mittels des »koreanischen Handtuchs« einen gefangenen Gegner zum Reden bringt. Und ein Ausbilder, Leutnant Barthels (»Im Ernstfall hält sich sowieso niemand an das Völkerrecht«) bezieht die Anregungen für seine perversen Folter-Phantasien sogar von Amnesty-International: »Wissen Sie, ich hab mir neulich ein Buch gekauft. Von Amnesty International, über Folter in Südamerika. Ich kann Ihnen sagen, da stehen vielleicht raffinierte Sachen drin.«

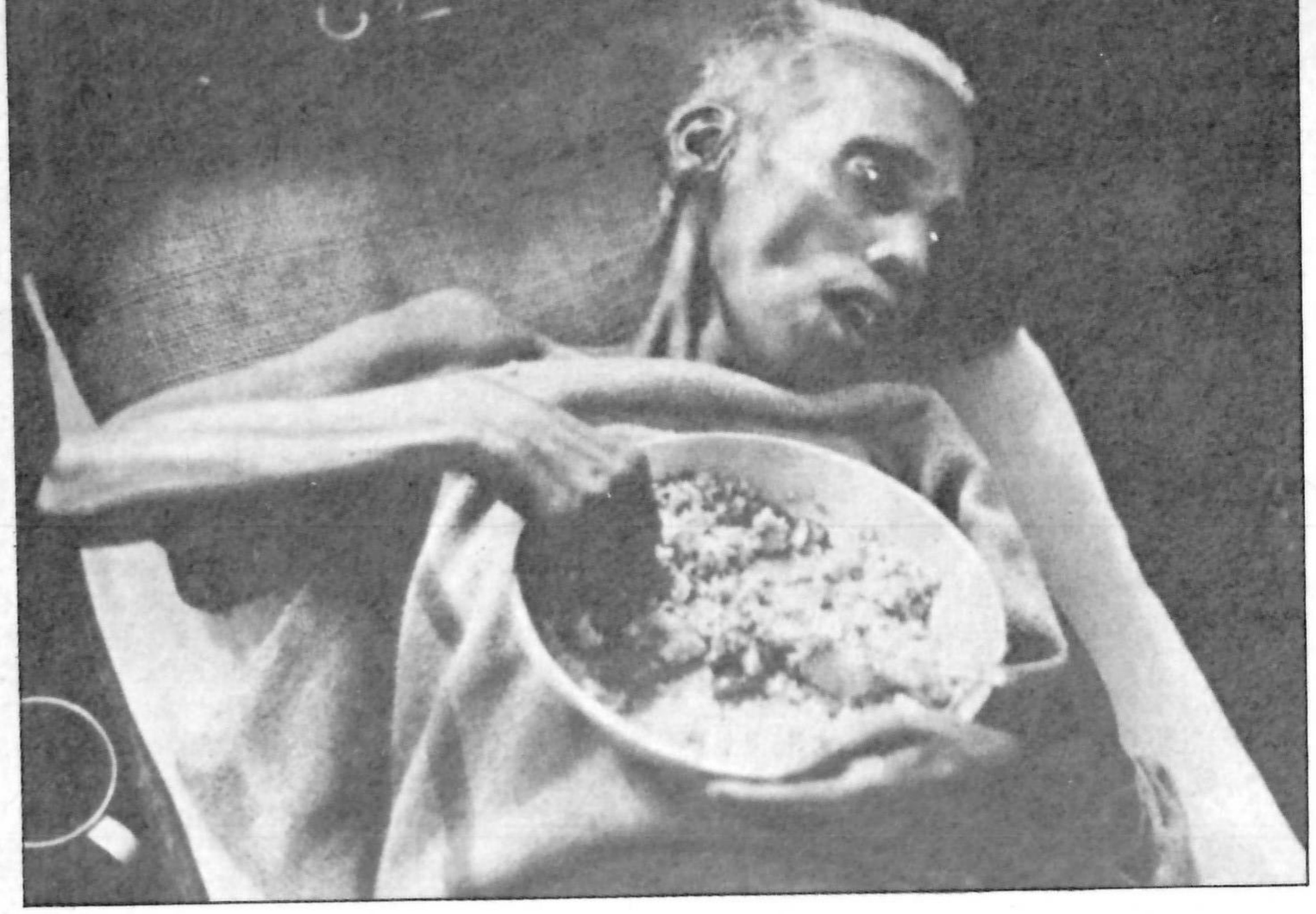
Die Autoren des Buches zählen zu den etwa 100 Soldaten, die sich im »ADS« (Aktion demokratischer Soldaten) zusammengeschlossen haben. Ihre Erfahrungen und auch bereits erkämpften kleinen Schritte in Richtung Solidarität und demokratischer Kontrolle, zeigen, wie notwendig und längst überfällig es ist, diese Zeitzünderbombe eines latenten Putschherdes auch von innen her zu entschärfen.

Wer bewußt und robust genug ist, verzichte auf die Kriegsdienstverweigerung, gehe in die Bundeswehr, bis in die Offiziersränge hinein. Als demokratisches Frühwarnsystem: Zur Abwehr der waffenstarrenden Rechtsextremen im öffentlichen Dienst.

Fernziel: Jeder Ausbilder und Offizier der Bundeswehr gehört vor einen demokratisch besetzten Prüfungsausschuß. Er hat zu beweisen, ob er die sittliche Reife, das demokratische Verantwortungsbewußtsein, die antifaschistische Wachsamkeit besitzt, in einem derart neuralgischen Trainingslager der Nation seinen Dienst zu tun.

Stories in Oliv, Ein Kasernenreport, Weltkreis-Verlag, 240 Seiten, 9,80 Mark

Linke Bundeswehr-Soldaten:
Ein demokratisches Frühwarnsystem



»In Bangladesh starben 1974 in wenigen Monaten 80 bis 100.000 Menschen den Hungertod. In den sich selbst versorgenden Dörfern von Rangpur starb kein einziger. Diese Dörfer schlugen die Regierungshilfe aus und arrangierten es stattdessen, daß jeder, der Überschuß hatte, Lebensmittel abgab.«
Collins/Lappé

Aufklärungsbuch

Niemand muß hungern

Das Gerede von der Überbevölkerung« ist ein verbrecherischer Mythos. Zwei Amerikaner haben ihn zerstört. Von Hermann P. Piwitt

Von diesem Buch habe ich immer nur zehn bis fünfzehn Seiten hintereinanderweg lesen können. Dann bekam ich Magenschmerzen vor Wut. Mehr als einmal glaubte ich beim Lesen, mir meine Selbstachtung nur bewahren zu können, wenn ich mir mit einer Maschinenpistole Einlaß in die Chefetage einer Großbank oder eines multinationalen Konzerns verschaffte. Aber abgesehen davon, daß ich viel zu viel Angst um mein Leben hatte: wozu wäre sowas nütze, bevor die Tatsachen, die dieses Buch enthält, nicht Hunderttausenden die Augen geöffnet haben?

»Vom Mythos des Hungers« ist die bislang umfassendste leidenschaftlichste und populärste Darstellung der mörderischen Folgen von Freihandel, kapitalistischer Kreditpolitik und 'Entwicklungshilfe' für die sogenannte 'Dritte Welt'. Wenn eine kommende Generation einmal das Wort 'Entwicklungshilfe' mit dem gleichen Grauen aussprechen wird, das wir heute beim Wort »Kolonialismus« empfinden, dann wird dieses Buch zweier eher treuherziger, positivistisch gesonnener Amerikaner entscheidend dazu beigetragen haben. Denn das ist das Faszinierende an diesem Buch, in dem das Wort »Sozialismus« oder der Name »Marx« nicht ein einziges Mal fallen: Collins/Lappé gelangen zu sozialistischen Lösungen für die Länder der »Dritten Welt« wie Goethe zu seinem Blümlein im Walde: um nichts zu suchen, das war ihr Sinn. Ja, sie bekennen, daß sie bis zuletzt an den euro-amerikanischen Weg der 'Entwicklung' geglaubt hätten. Die Einsicht, daß diesen Ländern nur zu helfen ist, wenn man sie nicht länger daran hindert, sich selbst zu helfen, ist für sie die Kopernikanische Wende: die Voraussetzung, unter der wissenschaftliches Arbeiten auf diesem Gebiet erst sinnvoll wird.

Wer behauptet, daß sich jedes Volk auf der Erde selbst ernähren könnte, wenn man es nur ließe, muß Beweise haben. Von Beweisen, von Fakten aber quillt dieses Buch über. Beweise zum Beispiel dafür, daß Hunger in seinen *modernen* Dimensionen in Asien, Afrika und Lateinamerika eine relativ junge Erscheinung ist und dabei mit »Überbevölkerung«, »Kapitalmangel«, »Nahrungsmittelknappheit« so gut wie nichts zu tun hat.

Wenn es — so Collins/Lappé — in vorkolonialen Zeiten überhaupt Hungersnöte gegeben hat, so infolge von Dürren und Überschwemmungen; und zwar weniger, weil es an technischem Know How fehlte, den Naturgewalten vorzubeugen, sondern weil örtliche Despoten das Kapital, die menschliche Arbeitskraft, einseitig für die persönliche Bereicherung verwendeten statt zum Bau von Kanälen, Deichen, Bewässerungsanlagen. Immerhin blieben sie angewiesen auf Menschen, auf menschliche Muskelkraft, was sie zu einer gewissen Verantwortung zwang. Das änderte sich auch nicht vollkommen unter den neuen Herren: zwar zerstörten die Monokulturen die jahrhundertealten oft hochentwickelten Systeme bäuerlicher Selbstversorgung; zwar mußten Millionen eingeborener Bauern von nun an auf fremder Herren Plantagen Baumwolle oder Kaffee anbauen, um das Geld für Steuern und importierte Lebensmittel aufbringen zu können.

Aber erst der Technologie-Export des Agrobusiness, die Mechanisierung der Landwirtschaft in den letzten zwanzig Jahren, schuf jenes *moderne* Millionenheer von Hungernden, Land- und Arbeitslosen, das — etwa vom »Spiegel« — nach wie vor als lästige »Überbevölkerung« ausgewiesen wird, weil es den Rindern den Weizen wegzufressen droht. Sind deshalb Traktoren und Hochleistungs-Getreide an allem schuld. Nein. »Unter allen Ländern Lateinamerikas hat Kuba jetzt die größte Traktordichte. Trotzdem gibt es für jeden Beschäftigung.« Warum? Weil die Hilfe der Sowjetunion und deren Exportgarantien für Zucker es den Kubanern erlaubten, das vom Kolonialismus zerstörte System örtlicher Selbstversorgung wiederaufzubauen; eine Chance, die Massey-Ferguson, Del Monte, General Foods oder Standard Fruits ihren westlich orientierten Schuldnerländern erfahrungsgemäß nicht geben; denn welcher Nahrungsmittel-Konzern finanziert schon seine eigene örtliche Konkurrenz?

Das Buch »Vom Mythos des Hungers« ist ein Entmystifizierungs-Unternehmen größten Ausmaßes, mit jeder seiner 400 Seiten, auch für den, der sich auszukennen glaubt. Wer weiß denn, daß während der Trockenheit in der Sahel-Zone der Export von Nahrungsmitteln von dort Rekordhöhen erreichte? Daß Kleinbauern — soweit es dort noch welche gibt — in den meisten Ländern der »Dritten Welt« höhere Erträge pro Ha erwirtschaften als Großgrundbesitzer? Daß 1973 Zweidrittel des »Grüne Revolutions«-Reis im bettelarmen Kolumbien an das Vieh verfüttert oder zur Bierproduktion verwendet wurde? Daß sich in eben diesem Kolumbien zwischen 1964 und 1970 die Zahl der landlosen Bauernfamilien mehr als verdoppelt hat; eine Entwicklung, die sich ähnlich in ganz Lateinamerika und Mittelamerika, Pakistan und Indien vollzieht und fast immer auch weitere Einkommensminderung bedeutet? Viele wissen vielleicht, daß die Sahara wächst; aber wer weiß, daß daran weniger die Natur als die Überweidung durch riesige Rinderherden daran schuld ist, die man den Nomaden aufgeschwätzt hat, um damit ausländische Märkte zu beliefern? Bekannt war, daß mit »Nestlé« gefütterte Babies in Afrika an Unternernährung und Infektionen sterben; neu ist das »Fanta-Baby«: von der Mutter totgepflegt, im Glauben, daß »Fanta« die lebensnotwendigen Vitamine enthält.

Collins/Lappé beschreiben die Tricks des Bauernlegens in Mexico, Indien und Iran. Sie entlarven die »Anti-Hunger-Kampagnen« der USA als scheinheilige Aggressionen auf bisher leidlich intakte örtliche Märkte, um einheimische Kleinproduzenten arbeitslos zu machen, ohne dabei mehr Menschen ernähren zu wollen; (denn es kann General Foods egal sein, ob sie an zehn Wohlhabende mit einer Kaufkraft von, sagen wir, je hunderttausend Dollar oder an Hunderttausende Arme mit einer Kaufkraft von zusammen 1 Million Dollar verkaufen.) Offengelegt wird die Verfilzung des Agrobusiness mit den städtischen Eliten und den Großgrundbesitzern der »westlich orientierten« Entwicklungsländer, die selbst auf das Risiko immer größerer Verschuldung hin auf Monokultur und Export setzen, um sich von den spärlichen Devisen einen westlichen Lebensstil leisten zu können; ein mörderisches Komplott, an dem gemessen die Folgen der Hitlerschen »Endlösung« geradezu charmant wirken.

Joseph Collins/Frances Moore Lappé: Vom Mythos des Hungers, S. Fischer-Verlag, 478 Seiten, 28 Mark.

Sichere Anstalt

Satire findet bei unseren Sendern eher außerhalb des Programms statt. Jedenfalls wenn es um die innere Rundfunk-Sicherheit geht. Ein Test-Bericht von Henning Venske

1. Die Vision

Das Kommando Roter Kracher hat unbemerkt den Maschendrahtzaun überwunden und ist ins Sendegebäude eingedrungen. Der aus zwei Männern und drei Frauen bestehende Terrortrupp hat mit vorgehaltener Maschinenpistole alle Toiletten zerbombt, dann den Schaltraum gestürmt, die dort tätigen Ingenieure zum unauffälligen Weiterarbeiten veranlaßt und die zufällig im Sprecherstudio anwesende Ansagerin mit Waffengewalt gezwungen, eine radikale Proklamation zu verlesen, die in dem Satz gipfelte: Hätte man Stoltenberg abgetrieben, wäre uns viel erspart geblieben. Der Intendant wird seit dem Überfall vermißt. Vermutlich wurde er in seinem eigenen Dienstwagen entführt. Die Terroristen hinterließen auf einem Zettel ihre Forderungen: Auf dem Dach der Sendeanstalt sei eine rote Fahne zu hissen, und alle Stunde sei nach den Nachrichten die Internationale in der vietnamesischen Fassung abzuspielen.

2. Die visionären Köpfe

Intendant, Stellvertretender Intendant, Programmdirektoren, Technische Direktoren, Finanzdirektoren, Personaldirektoren, Hauptabteilungsleiter, Stellvertretende Hauptabteilungsleiter, manche Abteilungsleiter und hie und da ein Redakteur — fast alle dem Parteienproporz unserer Großen Koalition herzlich verbunden, und von der Unabhängigkeit des Programms und der Freiheit der Macher wohl, aber hohl tönend — lieben ihre tägliche Vision: Würde sie grausige Realität, könnte man endlich über sich selbst berichten, könnte die sonst immer anderen staatstragenden Persönlichkeiten per Rundfunk und Fernsehen zugeschanzte Popularität endlich auf die eigenen Häupter träufeln. Das Medium meldet sich selbst aus dem Jenseits, die Kaffeesatzleser in der Rolle von Hamlets vergeistigtem Vater: die Traumrolle muß gestaltet werden. Die Acteure bereiten sich auf ihren Auftritt vor: Genau wissend, daß kaum Gefahr droht — da der Rote Kracher eine umfassende Berichterstattung in den Medien dringend braucht — befriedigt man die Lust zur Selbstdarstellung durch extensiv betriebene Sicherheitsonanie.

3. Keine gesicherte Erkenntnis

Am 4.12.75 erläutert ein Herr Müller vom Staatsschutz Hamburg (— möglicherweise ist »Müller« ein zu Tarnungszwecken benutzter Künstlername —) vor Betriebsmitgliedern die Entstehung und Wirkung anonymer Bombendrohungen. Er führt aus, für den Sender bestehe kaum ernstliche Gefahr von Seiten der RAF oder anderer Anarchisten, weil es in der BRD glücklicherweise gelungen sei, diese Gruppen aktionsunfähig zu machen.

In der gleichen Veranstaltung teilt Herr Peters von der Polizei mit, (— Polizisten heißen manchmal wirklich so —) nur 0,25 Prozent aller Drohungen hätten einen ernstzunehmenden Charakter.

4. Die Krisenplanung

Angestrebt und erreicht wurde die Mitgliedschaft im Verband für Sicherheit in der Wirtschaft Norddeutschlands e.V. Diese Mitgliedschaft kostet die große norddeutsche Rundfunk- und Fernsehanstalt, im folgenden kurz NDR genannt, 2.000 Mark im Jahr. Der Verband veranstaltet Seminare zur Schulung von Pförtnern.

Die geschulten Pförtner verdanken ihre Existenz in erster Linie dem Krisenstab. Der Krisenstab blüht, wenn Intendant, Stellvertretender Intendant, alle Direktoren und der Justitiar eine Krise meistern. Sie meistern sie sicher, weil der Sicherheitsbevollmächtigte, der Stellvertretende Sicherheitsbevollmächtigte, der Sicherheitsreferent, der Betriebsschutzleiter, der Einsatzleiter — einige der Herren (nur Herren!) sind im Sicherheitskreis eingekreist — zuarbeiten.

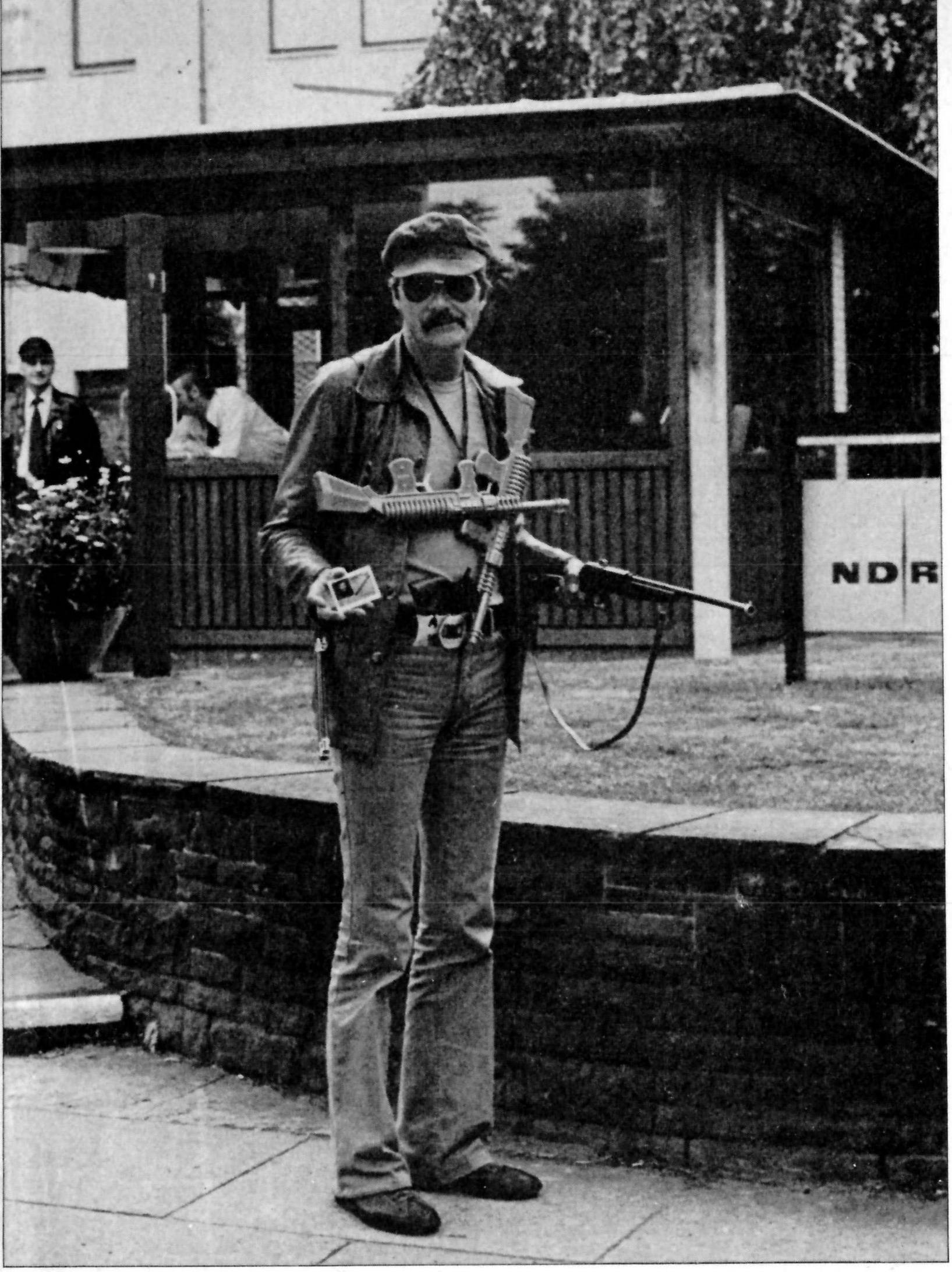
Der krisenfesteste Mann ist der Sicherheitsberater. Claus mit C hat seinen Job seit zwei Jahren. Er sagt, er habe Examen an einer amerikanischen Universität gemacht und sei von Beruf Diplom-Sicherheitsvolkswirt. Auch sei er zwanzig Jahre bei der US-Armee in Sicherheitsdienststellen tätig gewesen. Die Vermutung, er habe dort bei der Herstellung jener Tinktur mitgewirkt, die Castros Bart zum Abfallen veranlassen sollte, weist er jedoch entrüstet zurück. Auf Claus mit C kommen wir an anderer Stelle zurück.

Trotz alledem gibt es nicht genügend geschulte Pförtner. Also hat der Krisenstab eine Privatarmee engagiert, die Schutztruppe der Firma Klauer, gutgewachsene Männer in dezentem Dunkelblau, die den Namen ihres Chefs ehren, aber nicht in die Tat umsetzen, sondern mißtrauisch über Kreuzworträtseln brütend Studiotüren bewachen, sich Ausweise ansehen und nach Einbruch der Nacht einen ratlosen deutschen Schäferhund die Bäume des Geländes abpatrouillieren lassen. Betriebsangehörige schlichteren Gemüts meinen, im Klauerteam würden auch reguläre Polizisten ihre Dienststunden abreißen. Aber das kann ich eigentlich nicht glauben.

Die Vereinigte Schutzmacht ersann einen listenreichen Betriebsschutzplan, — dessen Kosten allerdings leider noch nicht ausgerechnet sind, — der u.a. auch die Einrichtung von Sicherheitszentralen vorsieht, einen Tresor im Bunker sozusagen oder original: »... ein wesentliches Führungs- und Überwachungsmittel.« Ein Führerbunker für den Werbefunk?

Im April 1977 bewilligte der Verwaltungsrat 1,33 Mio. Mark für Sicherheitsmaßnahmen, davon sind 380.000 Mark vorgesehen für die Installation von Lautsprecheranlagen zur Information der Mitarbeiter, »weil durch das gesprochene Wort Paniksituationen vermieden werden ...« Nun, das kann wohl sein — vor allem bei jenen, die im Bunker sitzen. Die Bauabteilung hat ihre Daseinsberechtigung nachgewiesen durch die Planungsarbeiten zum Einbau von Sicherheitsdrehtüren. Diese Wundertüren zu durchschreiten wird nur dem Eigentümer eines codierten Hausausweises vergönnt sein. Der codierte Hausausweis wird in einen Schlitz gesteckt, und eine geheimnisvolle Elektronik murmelt: Sesamstraße, 3. Stock, öffne dich. Auch wird dieser gut geschulte Pförtner so programmiert sein, daß ein codierter Hausausweis nicht innerhalb von

KONKRET-Autor Venske (mit NDR-Hausausweis) beim Sicherheits-Test: »Teeküchen sind stets aufgeräumt zu halten«



fünf Minuten zweimal benutzt werden kann: heimliche Besucher sind gehalten, die aus dem Fenster geworfene Leihgabe erst nach sechs Minuten zu benutzen. Überlegungen in Richtung eines Mechanismus, der nur auf Fingerabdrücke reagiert, wurden bislang nicht angestellt. Noch gilt die Erkenntnis: »Voraussetzung für die Effizenz der Ausweiskontrollen ist die Verpflichtung aller Mitarbeiter und Tagesausweisempfänger, die Ausweise offen zu tragen.« Die Anstalt des öffentlichen Rechts als Edeka-Laden …

Es empfiehlt sich, wenigstens Teile des Katastrophen- und Alarm-Planes (KuA-Plan) auswendig zu lernen. Zum Beispiel Teil C: »Bei Ertönen des Alarmsignals (auf- und abschwellender Heulton 1 Minute) verlassen alle Mitarbeiter so schnell wie möglich Räume, Gebäude und Gelände. Sie entfernen sich ausreichend weit und erkundigen sich nach 40 Minuten, ob sie an ihren Arbeitsplatz zurückkehren können.« Wer nicht weiß, wie weit »ausreichend weit« ist und bei wem er sich erkundigen kann, weil alle anderen auch ziemlich weit weg sind: der Sicherheitsreferend hat die Telefonnummer 040-6050250.

Im Teil D wird »vorbeugendes Verhalten« besonders treffend dargestellt: »Teeküchen sind stets aufgeräumt zu halten.« Wie es auch sonst an praktischem Bürgersinn nicht mangelt. Im April 77 ergaben sich »Beanstandungen im Hinblick auf die Hörbarkeit (das muß einem erstmal einfallen) des Sirenentons«. Krisenbewußte Anfrage eines Sicherheitsfachmannes beim anderen: »Bitte prüfen Sie, ob eine Möglich! eit besteht, den Mitarbeitern im Fernseh-Hauptschaltraum und in der Sendeabwicklung den jeweiligen Alarmzustand zu signalisieren!« Wer möchte an Bord des NDR Flagge zeigen?

Neben dem KuA-Plan wurden verbindliche Richtlinien erstellt: »Jeder Mitarbeiter des NRD, der einen verdächtigen Gegenstand findet, hat dies sofort der Telefonzentrale zu melden.« Ich stelle mir vor, ich finde auf dem Klo das Manuskript einer alten »Hallo-Nachbarn«-Sendung …

»Sollte ein Mitarbeiter des NDR am Arbeitsplatz oder in der Wohnung mit Angriffen gegen Leib und Leben oder sein Eigentum bedroht werden, hat er dies unverzüglich dem Sicherheitsbevollmächtigten, seinem Stellvertreter oder dem Sicherheitsreferenten mitzuteilen, wenn dadurch die Interessen des NDR berührt werden.« Ich stelle mir vor, …nein, das ist unvorstellbar komisch.

Als ich probehalber den Katastrophensonderanschluß des Hauses — 040-4133100 — wählte, ging niemand ran. Vielleicht hatte ja Schier-Gribowsky Dienst, und der war gerade zu einem Schwätzchen außer Haus gegangen, um seine VS-Kontakte zu pflegen…

Claus mit C hat dies alles mit dem ihm eigenen Pragmatismus zusammengefaßt. Sich auf Paragraph 37 der Unfallvorschrift stützend, sagte er, Arbeitgeber müßten Betriebsangehörige vor Zugriffen von außen schützen. Nicht verhindern könne man mögliche Taten Betriebsangehöriger. Erhebliche Einschränkungen der persönlichen Rechte kämen nicht in Frage, man könne nur an die Verantwortlichkeit des Einzelnen appellieren. Einen wirksamen Schutz für Sender gäbe es in der ARD nicht und könne es unter dem Gesichtspunkt der Kosten-Nutzen-Analyse auch nicht geben.

Was versteht er unter »erheblich«?

Und will er um der Sicherheit willen unseren bewährten Kapitalismus unterlaufen? Claus mit C sagt es nicht. Und im Betriebsverfassungsgesetz findet sich kein Wort® all diesen Firlefanz zu beglaubigen. »Die Auswahl geeigneter und verantwortungsbewußter Sicherheitsbeauftragter ist deshalb besonders wichtig, weil diese keine gesetzlich genau umrissene Aufgaben- und Rechtsstellung haben. Der Sicherheitsbeauftragte kann Arbeitgeber beraten, hat Beobachtungen zu melden, Arbeitskollegen auf Unfallgefahren aufmerksam zu machen.« Dies be-

zieht sich eindeutig auf Arbeitsschutzeinrichtungen, wie man in Paragraph 89, Ziffer 20 nachlesen kann. Ich kenne keinen Fall, wo ein Mitarbeiter des NDR beim Entlüften eines Plattenspielers oder beim Entstauben oder Entgasen von Arbeitsräumen zu Schaden gekommen wäre.

5. Die Bewältigung der Krise

Als es noch strittig war, ob im Nachrichtenjargon Ulrike M. einer Gruppe oder einer Bande vorzustehen habe, wurden in den Fluren, die zu den Hörfunkstudios führen, Eisentüren installiert. Nur festangestellte dort tätige Sprecher (innen) und Techniker bekamen einen Schlüssel. Die anderen mußten klingeln. Über Gegensprechanlage meldete sich der Leiter vom Dienst: »Wer da?« — »Ja, guten Tag, mein Name ist N., ich bin der neue Intendant und möchte mir das Studio ansehen!« — »Tut mir leid, ich kenne Sie nicht, ich darf Sie nicht reinlassen.«

Ich komme dazu. Ich klingle. Der Einsitzende, unwirsch: »Ja, was ist denn nun schon wieder?« Ich sage: »Ich komme von der PLO und soll hier ein paar Handgranaten abgeben!« Die Gegensprechanlage lacht: »Komm rein, du Arschloch!« Wenig später baute man vor die Tür eine Fernsehkamera, die den Flur und den Einlaßbegehrenden auf einem Schwarzweiß-Monitor in den geheiligten Räumen ablichtet. Heute ist all dieses zwar noch vorhanden, aber überflüssig. Denn heutzutage sitzt vor der Tür ein Klauer-Wachmann.

»Guten Tag, Herr Venske!«

»Guten Tag.«

»Darf ich mal Ihren Hausausweis sehen?«

»Warum? Sie kennen mich doch! Sogar namentlich!«

»Vorschrift. Ich muß ja wissen, ob Sie's auch wirklich sind!« Der Mann sieht sich den Ausweis genau an. Wahrscheinlich weiß er, daß beim Süddeutschen Rundfunk ein Kameramann mehrere Monate einen Ausweis erfolgreich benutzte, der weder sein Foto noch seine Unterschrift trug. Auf dem Foto war ein kurzhaariges Mädchen, die Unterschrift war gefälscht. Gut lesbar stand da geschrieben: Jan Carl Raspe.

Was tun, wenn man keine hauseigene Kennkarte bei sich hat?

Herr Wolpers — sehr pfiffig — zeigt einfach einen Briefumschlag vor. »Hier steht's«, sagt er, »sehen sie? Herrn Wolfgang Wolpers — das bin ich.« Der zweifelnde Blick des Wächters läßt ihn den Brief aus dem Umschlag ziehen: »Sehen Sie — hier steht sogar Lieber Wolfgang! Das ist doch ein Dokument!« Zerberus resigniert und hält die Tür auf. Vielleicht war es derselbe, der — ein stadt- und polizeibekannter Pyromane — sich unter Vorlage falscher Papiere in die Klauermannschaft eingereiht hat und eines Nachts versuchte, sein Schutzobjekt zu entflammen? Er wurde entlarvt, bevor er wirklich erfolgreich war...

Nicht sonderlich erfolgreich verlief auch ein Bombenmanöver. Sicherheitskräfte suchten und suchten die von kundigen Krisenmachern versteckten Attrappen. Schließlich entschloß man sich, das Manöver bei Gelegenheit einmal fortzusetzen.

Möglicherweise ist das einer der Gründe, warum der Finanz- und Wirtschaftsdirektor so ängstlich ist. Als er meinte, ein anderes Auto folge seinem dunklen Dienstmercedes über Gebühr lange auf der Autobahn, kommandierte er »rechts ran« und bereitete sich auf den Entführungsfall vor. Sein Fahrer hoffte vergebens.

Daß viele Gäste von Redaktionen, Autoren zumal, die Manuskripte anzubieten haben, vor dem Streß am Pförtnerhaus zurückschrecken, wo ihre Angriffe auf die Sendeanstalt konsequent abgeschlagen werden, wenn sie nicht Personalausweis und genauen Namen des zu Besuchenden vorlegen können, versteht sich. Prof. Thielicke, der fromme Mann, verdankt es nur seinen rhetorischen Fähigkeiten, daß er pünktlich zur Sendung kam — Willem, hotzenplotzköpfiger Sänger der Rentnerband dagegen, kam ungehindert spät am Abend über das Gelände swingend auf der Suche nach Studio 9.

Und zwei aus Köln angereiste Herren irrten — von den geschulten Pförtnern auf den Weg gewiesen — am Samstagvormittag durch das leere Fernsehhochhaus auf der Suche nach dem Aufnahmeleiter Schubert. Aber sie fanden ihn nicht. Nur das offene Büro des stellv. Hauptabteilungsleiters Schubert fanden sie. Aßen dort den vom Vortag liegengebliebenen Kuchen der Sekretärin auf und begutachteten schließlich aus Langeweile die herumliegenden Manuskripte: das, was in nächster Zeit bei »Panorama« gesendet werden würde.

6. Das Zitadellentrauma

Der Quatsch der verordneten Maßnahmen und die aufgeblasene Albernheit der Durchführung verhindern nicht die gewünschte Wirkung. Mitarbeiter werden durch »Kontrollmaßnahmen zu ihrem eigenen Schutz« verunsichert. Sie werden eingemauert und finden das schließlich ganz logisch: Der Staat ist bedroht — mein Arbeitsplatz in Gefahr — Schutzmaßnahmen sind notwendig — Terroristengesetze sind gut, Einschränkungen der Grundrechte unvermeidlich. Die vehement vorgetragene Sicherheitsshow — die zu nichts anderem dient, als die schwungvoll produzierte Unsicherheitsstrategie des reaktionären Machtapparates zu rechtfertigen — schlägt sich in Rundfunk- und Fernsehprogrammen nieder.

7. Keine Vision

Man kann sich einen Panzer mieten. Nimmt eine Filmkamera zur Hand, lächelt dem Wachtrupp am Pförtnerhaus freundlich zu, schreit gegen den Motorenlärm an: »Wir drehen da hinten!«, fährt durch und bringt die Kanone in Stellung.

Man kann auch — wie Straßenarbeiter — einen Deckel im Pflaster hochheben, den darunter befindlichen Schacht hinabsteigen und in Ruhe sämtliche Telefon- und Fernschreibkabel des Senders abkneifen, so daß er von der Außenwelt abgeschnitten ist.

Man kann aber auch frech ins Fernseh-Zwischenarchiv gehen und schlicht MAZ- oder Filmbänder austauschen. Oder in den Rundfunk und dort in einen der vielen zur Sendung bereitliegenden Bandkartons die eigene revolutionäre Erklärung hineinschmuggeln. Es gibt eine große Chance, daß sie gesendet wird — weil es nur noch relativ wenige Mitarbeiter gibt, die das ausgestrahlte Programm verfolgen, ohne mit dem Schlaf zu kämpfen.

Klaus Stephan, dem Star-Moderator und Chef der »Tagesthemen«, versagte fast die sonst so energische Stimme, als er uns am 20. April Bilder aus »Holocaust« in die Wohnzimmer schickte. Für den durch bayrische Kulturhoheit ernannten stellvertretenden Sittenwächter schien die (Fernseh-) Welt untergegangen zu sein, nachdem am gleichen Tag in den USA die letzte Folge dieser Serie ausgestrahlt worden war. Die »Geschichte« der Judenverfolgung, die die National Broadcasting Company (NBC) in die Warenform einer Familienserie — Untertitel: »The Story of the Family Weiss« — gepackt hat, um mit dem Verkaufsschlager »Roots« ihrer Konkurrenz-Schwester American Broadcasting Company (ABC) auf dem internationalen Fernsehmarkt gleichzuziehen, ließ Stephan bedrohlich leise flüstern: »Natürlich werden antideutsche Ressentiments geweckt. Und natürlich werden die alten Wunden aufgerissen bei denen, denen dies alles zugefügt wurde.«

Mit viel billger moralischer Entrüstung aber wenig Recherche ging dann die »Holocaust«-Diskussion in der gediegenen Presse los. Der »Tagesspiegel« zum Beispiel zitierte Elie Wiesel aus der »New York Times«. Der hatte den 120 Millionen Amerikanern, die sich von dem neuneinhalbstündigen »Fegefeuer« (so die korrekte Übersetzung des Serientitels) wärmen ließen, etwa folgendes zu sagen: »Auschwitz kann nicht erklärt und visualisiert werden. Die Toten sind im Besitz eines Geheimnisses, das wir Lebenden weder fähig noch würdig genug sind, zu erfassen«.

Ein bißchen nüchterner ausgedrückt, mag Wiesel ja recht haben. Jedenfalls ist es schwer, anzunehmen, daß Auschwitz erklärt werden kann, wenn man sich zwecks authentischer Beratung zwei SS-Offiziere engagiert und auch eine Gruppe militanter Nazis an der Inszenierung dieses »Dramas« (Tagesthemen) der Judenverfolgung geholfen haben soll.

Er habe »noch nie soviel öffentliche Scheinheiligkeit erlebt, wie von diesem Mann«, tadelte Klaus Stephan den NBC-Boß. Der hatte nämlich in einem Interview

US-Serie »Holocaust«: »Welches Thema hat schon eine solche Faszination des Schreckens?«

Fernsehen

Judenmord als Soap-Opera

Die Empörung um »Holocaust« ist nichts als pure Heuchelei: Das Wort vom gewöhnlichen Faschismus gilt auch bei uns längst schon für die Themenwahl der Fernseh-Unterhaltung / von Siegfried Zielinsky

eine rhetorische Schlußfrage gestellt, die alles andere als »scheinheilig« war. Sie spiegelte exakt das Produktionsprinzip des Films wieder: »Welches Thema hat schon eine solche *Faszination des Schreckens?*«

Kein Zweifel, scheinheilig ist vielmehr die Reaktion des westdeutschen Fernsehens. Stellt doch diese »Faszination des Schreckens« eine marktbewährte Strategie nicht nur der amerikanischen Kulturindustrie, sondern vor allem auch unserer Fernsehanstalten dar, wenn sie auch bisher bei uns noch nicht in dieser Weise als audio-visuelle Vermarktung faschistischer Grausamkeiten gegen die Juden aufgetreten ist.

Hier soll gar nicht die Rede sein von den alltäglichen Gewaltexzessen fiktionaler und nicht-fiktionaler Art, die längst zur Normalität des Fernseh-Alltages gehören. Im Gefolge des Fest-Spektakels zur Ehrenrettung Adolf Hitlers ist ein Phänomen zu beobachten, das auf der Ebene der Massenkultur als durchaus qualitativ neu einzustufen ist: Der Faschismus ist zum Angebot der Fernseh-Unterhaltung geworden. Die Rundfunkanstalten zur Entrechtung der Öffentlichkeit haben sich daran gemacht, das Markt-Terrain zu betreten, das schon seit Jahren von einschlägigen Schallplatten- und Zeitschriften-Verlagen abgesteckt worden ist. Sie wollen mitverdienen an der negativen oder positiven Faszination, die der Faschismus für viele Jugendliche ausstrahlt, und an den Identifikations-Mustern, die er auch wie vor für viele der Alten bereithält.

Dies äußert sich nur am deutlichsten — und deshalb vielleicht auch am ungefährlichsten —, in der Präsentation faschistischer Original-Filme, wie zum Beispiel Leni Riefenstahls »Triumph des Willens«. Seit dem vergangenen Jahr bemühen sich vor allem die unterschiedlichsten Genres der Unterhaltung um die marktgerechte Ausbeutung der faschistischen Vergangenheit.

Immer wieder bekamen in den letzten Monaten Exponenten des Nazi-Regimes Gelegenheit, ihre Erlebnisse vor den Fernseh-Kameras nostalgisch zu vermitteln. Nach den Talk-show-Erfolgen von Leni Riefenstahl oder Zarah Leander brauchte sich Karl-Heinz Hollmann auch nicht mehr zu scheuen, bei »Das ist ihr Leben« Kristina Söderbaum in »Jud Süß« vorzustellen, diesem »Schicksalsfilm« (Hollmann) von Veit Harlan, der als Betriebsunfall des nazistischen Kinos präsentiert wurde.

Am deutlichsten wurde wohl das Prinzip der Vermarktung des Faschismus in einer Sendung im Frühjahr dieses Jahres: Reißerische Vorspann-Musik leitete das abendliche Unterhaltungsprogramm des ZDF ein: Die Quiz-Sendung »Sparring« wurde zum ersten Mal im Hauptprogramm der Mainzer-Fernsehmacher gezeigt. Thema: Der Nationalsozialismus. Aber es war nicht gerade Robert Lembke, der in seiner heiteren Art zum Erraten des Berufes eines SS-Sturmbannführers animierte; »Sparring« zog mit dem Anspruch aus, Defizite im jugendlichen Bewußtsein über den Nationalsozialismus aufzuheben. Doch das Defizit wurde nur dokumentiert. Als dem ersten jungen Rater zum Stichwort »Nationalsozialismus« nicht mehr einfiel als »Judenverfolgung« und »Hitler«, hatte auch Quizmaster Helmuth Bendt nur die bekannte Schubladen-Definition der Totalitarismus-Theorie zu bieten: »Faschismus ist eine Regierungsform, die streng nach dem Führerprinzip aufgebaut ist und jegliche Opposition ausschaltet.« Auf einer »Multi-Media-Wand« (Bendt) erschienen während der ganzen Sendung Embleme und Szenen des faschistischen Alltags, die visuell den eigentlichen Attraktionswert des Produktes ausmachten. Das Publikum im Studio, das weitgehend aus Jugendlichen bestand, wurde von der Hektik der Bilder und deren musikalischer Umsetzung mitgerissen. Die drei Gewinner des Frage-und-Antwort-Spiels erhielten schließlich 1.650 Mark. Deutlicher kann der Warenwert, den der Faschismus für diese Sendung eingenommen hat, kaum werden. Noch einmal kräftiger Applaus für die Sieger. Die spritzige Musik des Abspanns setzt ein, mit einem ausgedehnten Zoom wird gleichzeitig das verzweifelte Gesicht eines kindlichen Soldaten vorgeführt.

Denkt man die Tendenz dieser 45 Minuten Fernseh-Unterhaltung weiter, dürfte es nicht mehr allzu lange dauern, bis ein kleiner Marionetten-Hitler als Sandmännchen den allerkleinsten Zuschauern den abendlichen Schlafsand in die Augen streut.

Auch für Paul Karalus' Feature »Wunschkonzert«, das die verklärte Erinnerung an die berühmteste Unterhaltungssendung des faschistischen Hörfunks brechen wollte, wurde der Aufmerksamkeits- und Unterhaltungswert durch die Anomalität des faschistischen Grauens gesteigert. Karalus garnierte seine Sendung mit langen, offensichtlich mit besonderer Akribie ausgesuchten Szenen von KZ-Häftlingen, nackten ausgemergelten Kreaturen und riesigen Haufen verstümmelter Leichen.

Mit der »Faszination des Schreckens« wird also längst auch schon bei uns gearbeitet. Die Entrüstung der westdeutschen Fernseh-Moralisten über »Holocaust« erscheint konstruiert, sie ist Ideologie zur Verschleierung der eigenen gängigen Praxis.

Wenn der WDR die Serie, die er für 1,4 Millionen Mark angekauft hat, Anfang nächsten Jahres über sein Drittes Fernsehprogramm ausstrahlen wird (möglicherweise schließen sich andere Sender noch an), sollte er eine Empfehlung beachten. Damit wenigstens die Verkaufsstrategie, die »Holocaust« und seinen deutschen Geschwistern zugrundeliegt, erkennbar wird: Schneidet die Werbe-Spots aus der amerikanischen Originalfassung nicht heraus, sondern ersetzt sie durch deutsche Reklame.

Im Dritten Reich der Sinne

Pasolinis »120 Tage von Sodom« darf man jetzt wieder sehen. Aber sollte man?

Von Karl W. Pawek

Jener Strichjunge, der in der Nacht vom 1. zum 2. November 1975 unter nicht geklärten Umständen Pier Paolo Pasolini tötete, mag im Auftrag anderer gehandelt haben. Viele Indizien sprechen dafür. Doch gleichgültig, ob er aus sexuellen Motiven oder aus Geldgier oder aus einem faschistischen Ehrgefühl den Dichter und Regisseur erschlug und mit dessen Auto zerstörte: sein Opfer war — wie häufig die Opfer eines Kapitalverbrechens — längst am Ende angelangt, gelähmt schon, tot vor der Tat.

Pasolinis letzter Film, »Salò oder Die 120 Tage von Sodom« wurde von sexuellen Krüppeln in roten Talaren als Pornografie, als Verherrlichung der Gewalt denunziert, und zwei Herausgeber der »FAZ« lieferten die für die Urteilsbildung beamteter Juristen notwendige intellektuelle Schützenhilfe: Karl Korn, der sich schon unter den Nazis als Filmkritiker profilierte (z.B. über »Jud Süß« in der NS-Zeitschrift »Das Reich«), forderte am 6.2.76 in der »FAZ« das Verbot dieses »sogenannten Kunstwerkes«, und Joachim Fest, dessen Faschismuskenntnisse von der Art sind, die man braucht, um bei Wim Thoelkes' »Großem Preis« in die dritte Runde zu gelangen, verstieg sich einen Tag später zu der Frechheit, Pasolini als Träger eines »faschistischen Bewußtseins, das von sich selbst nichts weiß« zu verleumden.

Inzwischen kann sich jeder vom Wert solcher Behauptungen selbst überzeugen. Der Film ist wieder freigegeben, und Eintrittskarten sind mangels publizistischer Resonanz in den Medien (schließlich wurde der Film ja schon vor zwei Jahren besprochen) reichlich vorhanden. Dennoch zögere ich, den Besuch zu empfehlen.

Dieser Film ist zutiefst moralisch und letztlich wie alles Nur-Moralische banal in seinem Erkenntnisniveau, hoffnungslos, zugleich aber auch erschütternd, er macht betroffen. Über die Beziehung zwischen deformierter Sexualität und Faschismus (und erst recht über dessen Verhältnis zum Kapital) sagt er so gut wie nichts aus. Pasolini schienen diese Zusammenhänge nicht mehr wesentlich, zumindest interessierten sie ihn nicht. Seine Faschisten nutzen ihre Macht zur sexuellen Befriedigung und verhalten sich somit nur wie fast jeder Mensch, dem Macht eigen ist, — sei er nun Soldat in einer siegreichen Armee oder ein gewöhnlicher wildgewordener Kleinbürger im ideologischen Dunstkreis seiner Dompteure. Daß z.B. gerade Kleinbürger auf Grund einer repressiven Sexualmoral empfänglich sind für den Wahnsinn des Faschismus, davon berichtet Pasolini seinen Zuschauern nichts. Er, der sich selbst als Marxist verstand, wollte wohl primär de Sades Roman verfilmen, wußte freilich, daß Gewalt nicht existiert ohne soziale und politische Ursachen und fügte daher dem Roman einen entsprechenden Hintergrund zu.

Dieses Vorgehen ist nicht gerade selten im italienischen Film der letzten Jahre, doch darf man Pasolinis Werk nicht an dem Anspruch messen, etwas über das Wesen des Faschismus auszusagen. Nicht historische Phänomene sind sein Gegenstand, sondern wir, seine Zuschauer.

Vier gebildete, im gesellschaftlichen Umgang höchst kultivierte Faschisten nutzen die ihnen Ende '44 in Salò, dem Sitz des letzten Mussolini-Regimes, noch einmal zugefallene Macht, um die lustvolle Vernichtung des Menschen bis zur Vollendung denkbarer Perversität auszukosten. Sie lassen sich Jungen und Mädchen aus der Gegend um Marzabotta, diesem Symbol für deutsche Herrschaftskultur, einfangen, wählen die hübschesten, vollkommsten aus (eine Zahnlücke läßt solche Ästheten erschauern) und verwenden dieses Menschenmaterial zur Befriedigung ihrer krankhaften Begierden. »Alles, was maßlos ist, ist gut«, lautet der erste gesprochene Satz im Film, und andere Ungeheuerlichkeiten von Nietzsche oder Benn folgen. Nein, diese vier Herren sind keine Barbaren und wissen sich sehr wohl zu bewegen in einem Ambiente des Art déco, durch Räume im Stil eines italienischen Bauhauses. (Hier meinte ich, die einzige intellektuelle Kritik Pasolinis zu erkennen, einen Hinweis zumindest auf die Affinität mancher Futuristen, Dadaisten für den italienischen Faschismus. Doch gefehlt: Pasolini wollte, wie er in einem Interview erklärte, den Eindruck erwecken, die Villa sei »von einem reichen deportierten Juden konfisziert worden«.)

Die Orgien selbst sind nach einem strengen Zeremoniell arrangiert und konsequent in ihrer Abfolge. Onanierhilfe stehen am Anfang, Arschficken, Sadismen, dann folgen die Genüsses des Fressens von Scheiße, schließlich das langsame, raffinierte, verzö-

Pasolinis Leiche (r.) und Szenen aus seinem letzten Film: »Das sind gewöhnliche (männliche?) Phantasien - nicht perverser als unsere Gesellschaft«

gernde Töten — alles Variationen des Mißbrauchs von Menschen, seiner Reduzierung auf eine Ware.

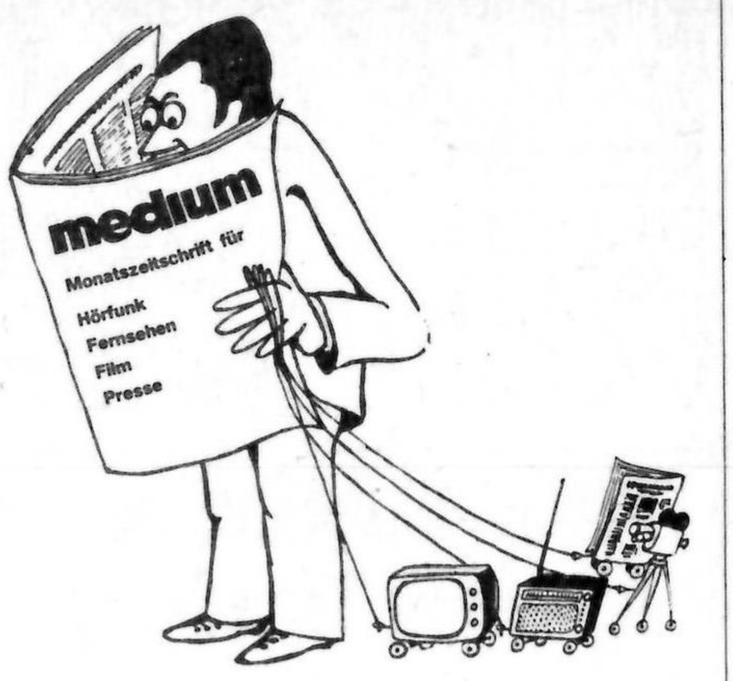
Die starke Wirkung, die der Film auf mich ausübte, liegt in dieser konsequenten Steigerung. Die anfängliche Fleischbeschau (sie haben schon Geschmack, diese Monster einer auf sich selbst reduzierten Ästhetik) kann der Zuschauer, konnte ich, durchaus als lustversprechend empfinden. Macht über andere zu besitzen, sie sexuell einfach gebrauchen zu können, das sind gewöhnliche (männliche?) Phantasien, — nicht perverser als diese unsere Gesellschaft es ist. Ich glaube nicht, daß irgend jemand frei ist von jeglichen Wünschen dieser Art. Doch ihre letzte Konsequenz ist das Töten, jedes lieblose Ficken nur ein Vorspiel.

Pasolini läßt uns Zuschauer leiden, indem er uns zwingt, die Abgründigkeit unserer harmlos scheinenden, eingestandenen oder unbewußten Perversionen zu erfahren bis zur Übelkeit. Die letzte Sequenz treibt den moralischen Anspruch auf die Spitze: Während jeweils drei Faschisten im Hof der Villa ihre Opfer töten, beobachtet der vierte diesen Vorgang aus einem Fenster. Er sitzt auf einem erhöhten Stuhl, blickt durch ein Fernglas: Der Zuschauer als Voyeur.

Doch mehr noch als dieser Zwang zur Selbsterkenntnis macht seine totale Hoffnungslosigkeit den Film so schwer erträglich. Keines der Opfer wagt den Widerstand, alle sind zur Denunziation bereit. Ein Junge flieht und wird selbstverständlich auf der Flucht erschossen, ein Mädchen betet zu Gott, eine Hure begeht Selbstmord, und wer liebt, wird verraten und ermordet. Eine einzige Geste nur des Widerstands ist angedeutet, wenn ein Junge vor seiner Hinrichtung heroisch die linke Faust ausstreckt. Die Herren zögern einen Augenblick verwundert, bevor sie ihn erschießen.

Die quälende Hilflosigkeit der Opfer ist nicht nur ein dramaturgisches Moment in diesem Film, sondern Ausdruck Pasolinischer Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung, wohl auch später Verachtung. Pasolini, dessen Marxismus mehr mythologisch denn wissenschaftlich war, mußte die Assimilierung des von als ihm revolutionär gedachten Subproletariats an die Ideologie des Bürgertums erkennen. Aus Enttäuschung über dessen Versagen und dessen Verrat entwickelte er eine Theorie vom »Instinkt der Unterwerfung« und glaubte schließlich gar, darin eine anthropologische Konstante feststellen zu müssen. Noch in den Augenblicken tiefster Erniedrigung singen seine schwächlichen Filmopfer freiwillig die faschistische Hymne »Bandiere nera« mit.

Pasolini muß sehr einsam gewesen sein am Ende seines Lebens. Doch ein ungeheuerlicher, da grausam hoffnungsvoller Gedanke, drängt sich auf: Pasolini selbst könnte Opfer seiner irrigen Theorie geworden sein, als er in jener Nacht in Ostia auf einen Menschen aus diesem Subproletariat traf, der, statt sich zu unterwerfen, zum Mörder wurde.



Themen der letzten Hefte:

Das Ende der Bleizeit:
Elektronik in den Redaktionen
Was dazu in den Zeitungen stand

Kommentar zum Wallraff-Urteil

Hörfunkmagazine:
Zum Hin- und Weghören

Bücher über Massenmedien:
Schmaler Markt und wenig Masse

Analysen der Filmwirtschaft:
Verleiher – Produzenten – Kinos

Zensur findet statt:
Erfahrungen einer
Fernsehspiel-Redakteurin

Serie:
Film in den sozialistischen Ländern

Kolumnen:
Robert Jungk – Alfred Grosser

Dazu: rundfunk- und filmpolitische Komentare; Filmkritiken; PRAXIS-Modelle; Buch-Rezensionen; Hinweise auf medienkritische Sendungen und Veranstaltungen

Probeabonnenment:
drei laufende Hefte für nur
4,50 DM (+ Versandkosten)

Einzelheft 3,– DM
Jahresabonnement 36,– DM
Studentenabonnement 25,50 DM
(incl. Porto)

Anschrift:
Gemeinschaftswerk Ev. Publizistik,
Friedrichstraße 2-6, 6000 Frankfurt/M.

medium

Wir sind der kleine Verlag mit den guten Büchern.

Jack Kerouac
TRAUMTAGEBUCH

Kerouacs privates Buch der Träume. Die Kette seiner Nächte, lose zusammengeknüpft zu einem poetischen Register seines Gesamtwerks. Wesentlich zum richtigen Verständnis seiner frühen Beat-Romane. Aus dem Amerikanischen von W. Waldhoff. Deutsche Erstausgabe. 216 Seiten, 15 Mark.

Bukowski/Weissner (Hg)
Terpentin on the Rocks

Die besten Gedichte aus der amerikanischen Alternativpresse 1967 – 77.
In der Tradition von 'Fuck You' und 'ACID' ist hier explosiver und ungenießbarer Stoff des amerikanischen Undergrounds zusammengetragen worden. Originalausgabe. 170 Seiten, 12 Mark.

Charles Bukowski
SCHLECHTE VERLIERER

Die allerneuesten Stories von abgehalfterten Typen, die am Monatsende mit einem 45er Colt das Geld für die Miete eintreiben. Wieder gewohnt haarscharf übertragen von Carl Weissner. Mit einem Vorwort von G. Esterly. Deutsche Erstausg. 167 S., 12 Mark

Charles Bukowski
Gedichte die einer schrieb bevor er im 8. Stockwerk aus dem Fenster sprang.

Für Kenner nach wie vor das beste Buk-Buch. Mittlerweile Vorbild für eine ganze Generation Junglyriker. Das Ende vom Mythos 'unverkäuflicher Lyrik': In 8 Aufl. wurden über 20.000 verkauft. 9,80 Mark

Charles Bukowski
KAPUTT IN HOLLYWOOD

und andere Stories vom täglichen Wahnsinn. Den Glanz der Traumfabrik ruiniert Bukowski aus der Perspektive der Gosse. Deutsche Erstausg., 12 Mark

Unsere Bücher hat jede gute Buchhandlung. Ist keine in Ihrer Nähe, bestellen Sie bitte bei uns.

Ich bestelle: .....

.....

.....

☐ Scheck habe ich beigelegt. Lieferung portofrei!
☐ Per Nachnahme. NN-Spesen (1,40) zahle ich.

Anschrift:

.....

.....

.....

MAROVERLAG
8900 Augsburg • Bismarckstr. 7 1/2

Der doppelte Willy

von Nicolas Pataky

Der Ruf kam eindeutig aus dem Gebüsch, links hinter der Eiche:

»Genosse Michel! Genosse Michel!«

Michel Michel blieb auf seinem schattigen Wanderweg wie angewurzelt stehen. Wer konnte ihn wohl mitten im Teutoburger Wald rufen, und dann auch noch beim Namen? Er starrte fassungslos zum Gebüsch rüber, als sich einige Zweige zur Seite schoben und ein Kopf mit Vollbart und langem, grauen Haar erschien. Ein Eremit.

Michel Michel wußte gar nicht, daß seine Partei auch in Eremitenkreisen Mitglieder hatte und seine Verwunderung wuchs dementsprechend. Doch der Kopf rief weiter:

»Kommen Sie, Genosse Michel, haben Sie keine Angst!«

Wo er diese Stimme bloß schon gehört hat? Er hatte keine Zeit, lange zu überlegen, denn der Genosse Eremit war offenbar in Not. Michel nahm seinen Wanderstock etwas fester in die Hand, denn sicher ist sicher, und folgte dem Kopf ins Gebüsch.

Er brauchte nicht weit zu gehen. Bereits nach wenigen Schritten befand er sich in einer komfortabel eingerichteten Höhle. Teppichboden, bequeme Sessel, Fernsehen, ein großer Schreibtisch, Bücherregale, eine kleine Hausbar und ein lebensgroßes Gemälde von Rosa Luxemburg.

Für einen Eremiten etwas ungewöhnliche Einrichtung, dachte Michel, während sie sich in den großen Ledersesseln bequem machten.

»Danke, daß Sie gekommen sind, Genosse Michel,« sagte jetzt der Höhlenmensch, »ich hatte das Bedürfnis, wieder mal einen Genossen zu sprechen. Ich bin Willy Brandt.«

Michel schnappte nach frischer Waldluft. Plötzlich wurde ihm alles klar. Diese rauhe Stimme, die ihm so bekannt vorkam, diese Gestik und vor allem dieser Blick unter der riesigen Stirn, dieser gütige, menschliche Blick. Irgendwann vor zehn Jahren durfte er auf einem Parteitag mit ihm sprechen, und er konnte diesen Augen-Blick nie vergessen. Es gab keinen Zweifel: Er hatte seinen Vorsitzenden vor sich sitzen.

»Und was machen Sie hier, Genosse Brandt?«, fragte Michel etwas überrascht, denn er traf relativ selten führende Politiker der Bundesrepublik in gut eingerichteten Höhlen.

»Ich bin entführt worden!«, eröffnete Eremit Brandt mit der ruhigen Würde, die Michel so gut an ihm kannte.

»Aber ... vorgestern ...«, rief Michel, »vorgestern im Fernsehen ...«

»Bitte leise, Genosse Michel, meine Bewacher könnten aufwachen«, sagte der Eremit

angstlich, »im Fernsehen haben Sie meinen Doppelgänger gesehen. Seit neun Jahren erlebt Deutschland und die Welt nicht mich, sondern meinen Doppelgänger. Verstehen Sie?«

»Nein.«

»Das kann man auch nicht verstehen, lieber Michel, aber hören Sie trotzdem zu: Gleich nach meiner ersten Regierungserklärung im Herbst 1969 hat mich die CDU entführen lassen.«

»Aber warum? Wollten die Lösegeld?«

»Nein. Sie haben mich enführen lassen, weil ich mehr Demokratie versprochen habe. Das Risiko war ihnen einfach zu groß geworden.«

»Aber der Willy Brandt, den man überall sieht ...«

»Eins nach dem anderen, lieber Michel,« fuhr der echte Brandt geduldig fort, »Da

meine Entführung damals noch zuviel Aufsehen erregt hätte, setzte die CDU einen Doppelgänger an meine Stelle, der, hervorragend geschult, das muß ich sagen, schon lange bereit stand. Damit hatte die CDU zwei Fliegen mit einem Schlag: Die Entführung fiel nicht auf und die Union hatte ihren Mann in der Regierung. Als Bundeskanzler getarnt.«

Michel Michel, den anscheinend schon lange ein Problem gequält hatte, ging ein Licht auf.

»Dann haben Sie also den Radikalenerlaß ja auch nicht ...«

»Aber lieber Michel«? der echte Brandt hatte ein bitteres Lächeln auf den Lippen, »die Schweinerei mit den Berufsverboten hätte ich nie durchgehen lassen.«

»Ich habe es ja auch nie verstanden«, beeilte sich Michel zu versichern, »aber jetzt wird mir so manches klar. Zum Beispiel warum man sagt, daß wir, die SPD, die bessere CDU seien.«

»Es ist in der Logik der Dinge«, sagte der echte Brandt und gab einem Vogel, der vom Gebüsch her auf seine Schulter geflogen war, ein paar Körner zum Picken. »Der Bundeskanzler bestimmt, nicht wahr, die Richtlinien der Politik, und der Bundeskanzler war eben ein Mann der CDU.«

»Sie müssen Schreckliches mitgemacht haben, Genosse Brandt«, sagte Michel voller Mitleid.

»Physisch kann ich nicht klagen«, wehrte Brandt ab, »es gibt schlimmere Höhlen. Aber psychisch!«, brach es aus ihm heraus, »Psychisch quälen sie mich schrecklich. Aus purem Sadismus. Das schlimmste ist die Lesefolter.«

»Lesefolter?«, der arme Michel litt bereits mit, »Was ist das, Lesefolter?«

»Jedes Mal, wenn Äußerungen von diesem sogenannten Brandt oder etwas über ihn in der Zeitung steht, zwingen sie mich, das zu lesen und seine Auftritte im Fernsehen mit anzusehen. Und sie lachen sich dabei kaputt. Alles, was dieser Mensch in meinem Namen sagt und tut, muß ich mit ansehen und anhören«. Dem echten Brandt war in diesem Moment die ganze Qual der vergangenen Jahre anzusehen.

Michel Michel sprang erregt auf.

»Wollen Sie schon gehen?«, fragte der echte Brandt etwas enttäuscht, denn diese Plauderei schien ihn irgendwie zu erleichtern.

»Der deutsche Bundeskanzler ist entführt worden. Der deutsche Bundeskanzler ist jahrelang gar nicht der deutsche Bundeskanzler gewesen, sondern ein V-Mann der Oppositionspartei. Und der Vorsitzende der Regierungspartei ist es heute noch. Ich gehe und rüttele die Weltöffentlichkeit wach!«, sagte Michel entschlossen und wollte im Gebüsch verschwinden.

»Lassen Sie man die Öffentlichkeit in Ruhe«, sagte der echte Brandt resigniert.

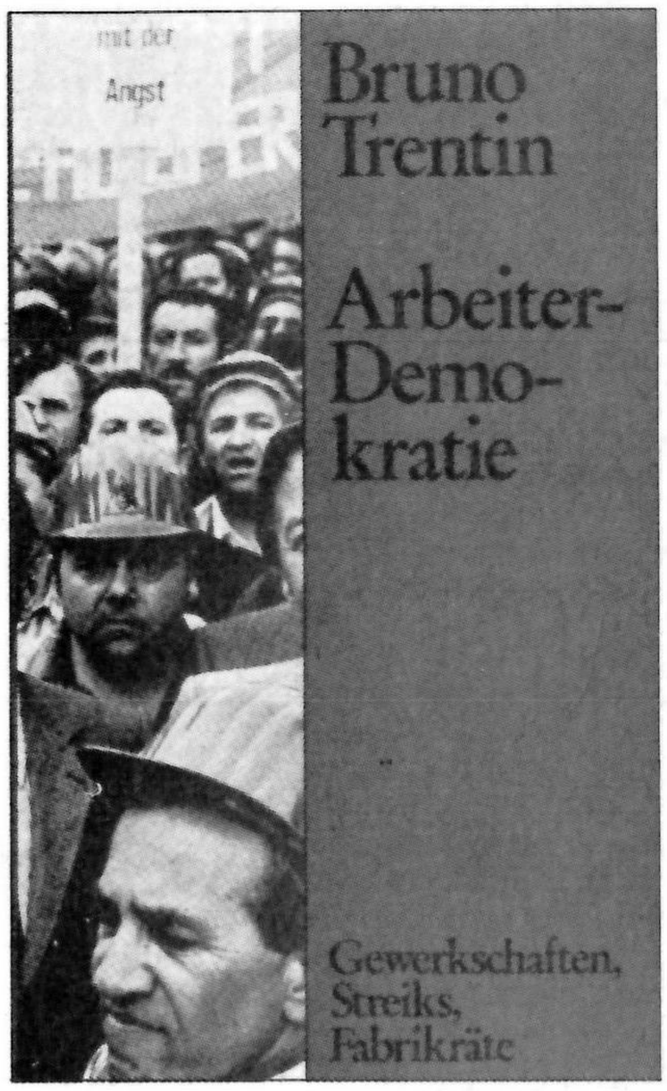
»Aber warum denn um Gottes Willen?«

»Schauen Sie mal, lieber Genosse Michel«, sagte der große Mann wieder gefaßt, wobei er tief an seinem Cigarillo zog und weit über den Tag hinaus blickte, »das wäre doch für meine Partei etwas zu peinlich, verstehen sie? Daß die große deutsche Arbeitnehmer-Partei jahrelang ausgerechnet ... hm ... die Politik der Konservativen ... hm ... sozusagen vollstreckt ... ohne daß es nur von einem einzigen der Million Mitglieder gemerkt wurde ... hm ... ich glaube nicht, daß das vom Wähler richtig verstanden würde ... Nein, lassen Sie das mit dem Wachrütteln lieber sein, Genosse Michel.«

»Aber wozu brauchen wir dann noch die SPD?«, fragte Michel verzweifelt.

Der große Mann blickte überrascht auf. »Interessante Frage«, sagte er dann grübelnd, »aber darüber muß ich noch nachdenken. Ich habe ja Zeit. Kommen Sie doch in den nächsten 30 Jahren wieder mal vorbei, lieber Michel.«

Gewerkschaften, Streiks, Fabrikräte



Herausgegeben und eingeleitet von Detlev Albers. 196 Seiten; Paperback; DM 18,—

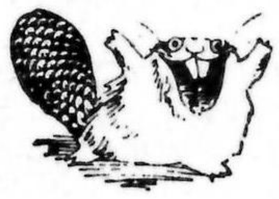
VSA-Verlag
Eiffestr. 598, 2 HH 26

Neue LP !

Bitte merken !
Bitte testen !
Einfach köstlich!
Nicht für jeden
hier im Westen !
Empf. Preis 19,8o DM

Atelier im Bauernhaus
28o2 Fischerhude

Prospekt gefällig ?



Milva: »Von Tag zu Tag«, Lieder von Mikis Theodorakis, Metronome 0060.103

Theodorakis-Lieder singen: das können nur Dora Giannakopoulou und Maria Farandouri. Theodorakis-Lieder singen: das können nur Dora Giannakopoulou, Maria Farandouri - und Milva! Diese Stimme, die aufs untere Drittel des Rückenmarks zielt. Milva singt Theodorakis, die Lieder haben sie gemeinsam ausgewählt. Milva singt Theodorakis auf deutsch. Thomas Woitkewitsch hat sie adaptiert, ihre volkstümliche Naivität und Kraft bewahrt. Dummköpfe haben geschrieben, die Italie-

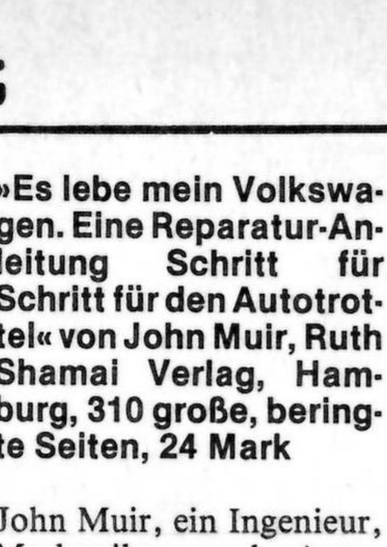
nerin Milva verstehe kein Wort, wenn sie deutsch singe. Das hätten sie gern, die, die kein Wort von diesen Liebesliedern verstehen können, oder etwa von diesem hier verstehen wollen: »Ein Dichter hier braucht keinen Mut/Bei uns wird ihn kein Zensor binden/Er darf sogar ganz frei erfinden/Und das verkauft sich auch noch gut/Ein Dichter hier braucht keinen Mut/Es sei, er schrieb in aller Klarheit/Nichts andres als die Wahrheit«.

»Ein amerikanischer Tod«, Fernseh-Film von Horst Königstein in den Dritten Sommer-Programmen nördlich des Main, 18. August, 20.15 Uhr

Was man bisher nur lesen konnte (in KONKRET nämlich, Oktober 7/77), kann man nun auch sehen: Horst Königsteins Beobachtungen bei den Trauerfeierlichkeiten um Elvis Presley in Memphis. Wer sich an den Artikel erinnert, wird sich den TV-Abend frei halten.

»Es lebe mein Volkswagen. Eine Reparatur-Anleitung Schritt für Schritt für den Autotrottel« von John Muir, Ruth Shamai Verlag, Hamburg, 310 große, beringte Seiten, 24 Mark

John Muir, ein Ingenieur, Mechaniker und Autonarr, geht davon aus, daß das Autofahren für das Auto ziemlich anstrengend ist. Besonders, wenn der Fahrer nicht so recht



weiß, ob der Motor vorn oder hinten ist. Und daß es beiden gut bekommt, wenn das anders ist. — Will man einen alten noch fahrbaren VW kaufen, will man »nur« wissen, wie ein Reifen gewechselt wird, will man Bremsbelege oder komplizierte Teile erneuern oder will man aus drei Schrottautos ein Neues basteln: John Muir sagt einem wie. Nach der Anleitung für die Anleitung nimmt er uns an die Hand und macht eine Führung durch den VW, verständlich, umfassend, übersichtlich: »Das runde Ding hinten am Motor ist das Gebläse.«

»Altenwerder — Ein Dorf wird zerstört«, Fotoreportage von Ellerbrock/Hahne/Schafft, Eigenverlag (Marktstr. 1a, 2000 Hamburg 6), 124 Seiten, Großformat, 22 Mark

Altenwerder liegt überall. Dieses Altenwerder, um das es hier geht, liegt bei Hamburg. Daß es *in* Hamburg liegt, wollen seine Bewohner seit ihrer Eingemeindung 1937 immer noch nicht wahrhaben. Aber in ein paar Monaten hat sich dieses Problem ohnehin gelöst, endgültig, eine Endlösung. Dann wird es Altenwerder nicht mehr geben. Ein jahrhundertealtes, intaktes, romantisches Dorf wird dann vollständig unter Hafen- und Industrieanlagen begraben sein. Drei junge Fotografen haben diese Zerstörung dokumentiert: mit Zeugnissen der Vertriebenen und Bildern von einer politischen Aussagekraft, daß man sich fragt, ob es sich bei manchen nicht um Montagen handelt. Als sie Ende letzten Jahres in der Staatlichen Landesbildstelle gezeigt werden sollten, mußte erst das Hamburger Amtsgericht gegen den damals zuständigen SPD-Senator eine Freigabe der Räume erzwingen. So wirksam können Fotos sein.

Vier Bücher über den deutschen Faschismus aus dem Pahl-Rugenstein-Verlag

Hitler-Bücher? Alle Bullocks und Irvings in den Papierkorb. Alle Masers und Haffners und Fests sowieso. Was aber macht beispielsweise ein Lehrer, wenn er sich mit seiner Klasse nicht über Hitlers Sohn streiten will? Gegen die Masers, Haffners und Fests helfen nur Daten und Dokumente. Soeben bei Pahl-Rugenstein erschienen: Ulrike Hörster-Philipps: Wer war Hitler wirklich? Großkapital und Faschismus 1918-1945 (300 Seiten, 12,80 Mark) und J. Berlin u.a.: Was verschweigt Fest? (160 Seiten, 9,80 Mark). Und dann die beiden Klassiker: Reinhard Kühnl: Der deutsche Faschismus in Quellen und Dokumenten (538 Seiten, 9,80 Mark) und Eberhard Czichon: Wer verhalf Hitler zur Macht? (165 Seiten, 9,80 Mark).

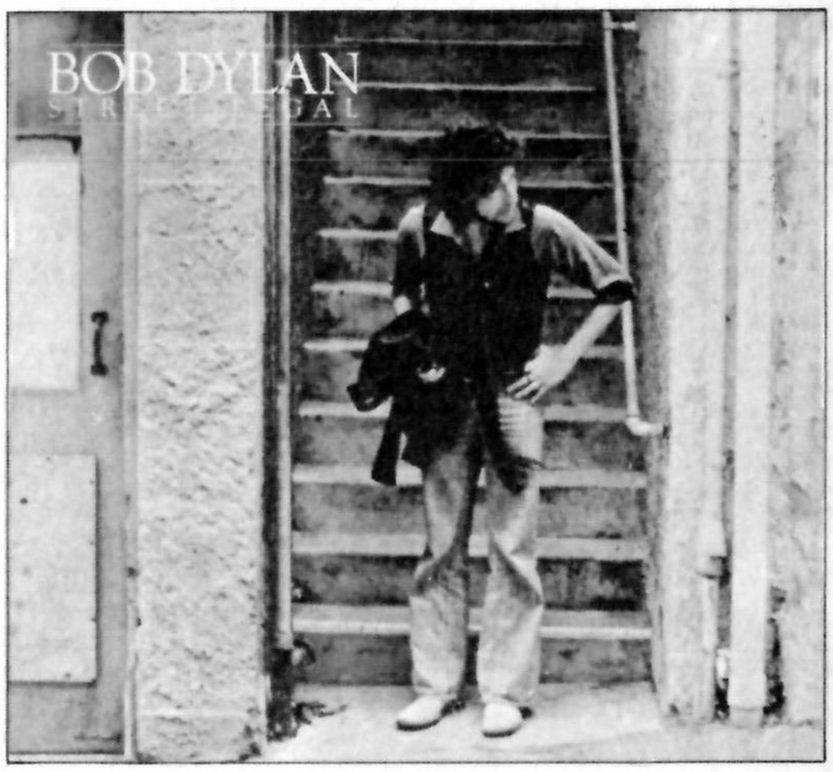
»Der kleine Godard«, Film von Hellmuth Costard

Dies ist ein Film über Filmen, über Filme-Macher und Filme-Verhinderer. Daher der Untertitel: »An das Kuratorium deutscher Film«. Costard, der kleine Godard aus Hamburg, hält seine professionalisierte Super-8-Kamera auf die hansestädtische Kultur-Provinz. Da ziehen sie sich dann nackt aus: der dummdreiste NDR-Tycoon Dieter Meichsner oder Gottvater Fassbinder, Ivan Nagel, Hark Bohm, die Nettelbecks und ganz viele andere. Schwer zu sagen allerdings, ob diejenigen, die nicht wissen, daß die Nannen-Preisträgerin und »Spiegel«-Reporterin Marie-Luise Scherer auch abends noch so aussieht, als sei sie gerade aus dem Bett gekrochen, auch so amüsiert werden wie der kleine Rest, wenn Costard sie ihnen tatsächlich am Frühstückstisch vorstellt.

Serge Prokofiew: »Peter und der Wolf« RCA 12743

Eugene Ormandy spielt mit seinem Kur-Orchester aus Bad Philadelphia »Peter und der Wolf« und Brittens »Young Person's Guide to the Orchestra«.

Bob Dylan: »Street Legal«, CBS 86067



Konkret-Autor G.A., zuständig für alle Fragen der Dylan-Deutung, erhielt von dem bekannten Dylan-Experten U.H. aus Winterlude-West den folgenden (von der Redaktion leicht gekürzten) Brief:

Senor!!
Hören Sie.

Was man zunächst mal sagen muß: Sie ist bei nüchternem Hören nicht schlechter als mit vollem Bewußtsein. Zum Arrangement kommen wir später; aber die Stimme ist besser als alles andere auf dieser Platte, die Texte und die Noten ausgenommen. Die Stimme ist wunderbar, sie ist fast alles. Noch nie wurden background chicks so sinnvoll und beholfen eingesetzt, wie hier hinter diesem Adler. Und was er krächzt, ich habe es Ihnen schon am Telefon gesagt, ist genau das, was wir hören wollen. Von daher praktisch ein neues komplettes »best-of-/greatest-hits« Album. Fast jede Zeile ist ein Zitat, im doppelten Sinne. Viele neu geschaffene Arbeitsplätze für Dylanologen, eine Platte, die einem ein klein wenig über den Lindenhügel hilft. Man denke nur an den wunderbaren Dialog »Where are you tonight?« — »Journey through the dark heat«. Schlüsselworte zwischen »Changing of...« und »dark heat« sind z. B.:

mountain, wind, long distance train, drifting like a satellite, woman in rage, time, burned before, cold blooded moon, black nightingale, Eden (is burning!), peace will come, travel alone, down to the bottom with a bad man, ba-

Er machts, wie er's immer schon gemacht hat, und trotzdem steht diese Platte in den Regalen unter »Pop«oder gar »Rock«. Grund: Den Märchen-Erzähler gibt David Bowie ab. Auch er macht seine Sache gut, er ist ein guter Onkel, und das russische Märchen ist ja auch ein gutes Märchen. Sollten Sie also zufällig grade ein englischsprachiges Kind haben, schenken Sie ihm die Platte! Piter änd se Wulf.

Gabriele Wohmann: »Frühherbst in Badenweiler«, Roman, Luchterhand-Verlag, 270 Seiten, 28 Mark

Wohmannisieren hieß bislang: reflektieren über Schubert, Regen und das tägliche Fernsehprogramm. Die Geschichte von Hubert (Mitte 40), dem »isolationistischen Kurhallengespenst«, das sich zur Nabelbeschau ins Rheumabad Badenweiler zurückgezogen hat, wird die Wohmann-Forschung nun um zwei Dimensionen bereichern: durch Nikotinkonsum und auch Politisches: Trotz Magendrucks, Kreislaufwetters, tauben Hautgefühls findet Hubert nach der täglichen Thermalwasserkur Muße zum Rapport seiner Seelenlage an das Bundeskriminalamt und Herrn Böll ling in jenen Septembertagen 1977. Das alles mag noch angehen. Muffig reagierten die Kollegen aber bei der TV-Talkshow des Hamburger Literatrubel. Gabriele Wohmann mußte unbedingt eine Passage aus ihrem »Frühherbst« vorlesen. Ausgerechnet die, in der Hubert mit einem »spießig aussehenden Mann« konfrontiert wird, einem Busfahrer, der ihn als einzigen Fahrgast auf den Hochblauen fahren soll: »Wie kommen bloß diese Heuchler und Idioten aus meiner verfluchten Kulturszene darauf, penetrant und pseudomoralisierend, beispielsweise zwischen mir und einem Busfahrer wie ihm die gemeinsame Sprache, den gemeinsamen Zusammenhang zu fordern?« Wie wär's mit einer »schöpferischen Pause« in den Akrathothermen Badenweilers, 26,4 Grad Celsius — die nicht nur Tschechow, sondern auch Hubert gelabt haben — und jenen Amerikaner Conrad Aiken, dessen Romanheld Demarest aus »Blue Voyage« (1927) nicht von dem Gefühl loskam, als Schriftsteller versagt zu haben. Hubert empfiehlt ihn zum Lesen — und dann aber doch: »Du weißt, daß Lesen meinen Kreislauf zu stark belastet«. Unseren auch.

be, painted wagon, weekend in hell, I feel displaced, a downhill dance, partners in crime, ein Hauch nur von Yankee power, and a marching band, aber: there's a wicked wind still blowing (on that upper deck), und viel hidin' pain und leaving tomorrow.

Melancholischer Optimismus. Er hat wohl ein bißchen im dictionary und im Dylan-Song-Book geblättert, aber prima.

Zu den Hauptpersonen der Geschichte zählen: *good shepherds, merchants and thieves, the captain, a beloved maid, a messenger, renegade priests and teacherours young witches, the war-lords of sorrow and queens of tomorrow, a gypsy with a broken flag, Miss X, a full blooded Cherokee, Marcel and St. John, desperate men, desperate woman (-divided-) und ähnliche Vögel. Allerdings ist kein George Jackson oder Hattie Caroll mehr dabei, aber die times sind ja bekanntlich a-changing.*

Alle werden durch diese Stimme unheimlich lebendig. Je nun, der sound *ist* sehr modern, so what? Immerhin hat Elvis jetzt seine Nachfolge geregelt. Und wir wissen auch, warum Bob damals bei L. Cohen war — um sich bei Phil Spector etwas umzuhören und anzuregen. Ich find' das so schlimm nicht. Genau das, was mich im Gegensatz zu einigen anderen an Leonhards Monster-Platte schon nicht gestört hat, stört mich bei dieser nämlich auch nicht, just another side of ... ich seh' das ein. Der sound ist ein Nebenwiderspruch.

Wir von der open-ear-gang haben uns doch nie auf (das Gerede über) die arrangements eingelassen. Die Musik stimmt bei Zimmermann/Weintraub/Youdelman/Bernstein/Feldmann und Sandweiss allemal angesichts dessen, was uns Mick, Ringo und die anderen Persönlichkeiten de öffentlichen Sterbens vorzusetzen wagen.

Selfportrait also insofern, als es Sie oder mich betrifft, jawohl. (Blood on the tracks ...) Und das haben wir von Bob schon immer gekriegt. Weil persönliche Bekenntnisse wie hier eben für viele gelten.

Mit einem Wort für Sie als oberdialektischen Schwerpacker: Man kann sich schon auf die Nächste freuen.

Na dann: Frohe Weihnachten! (Es handelt sich einwandfrei um subterranean-homesick-jinglebells, das alte im Neuen, wie John Wesley Hegel sagen würde.)

Sodann, Senor!!

Rolling Stones: »Some Girls«, EMI IC 064-016

Ob Seite eins, ob Seite zwei: Sie rauscht vorbei, sie rauscht vorbei.

Neu bei pläne!

Quilapayún
PATRIA
Venceremos, Te Recuerdo Amanda,
Mi Patria u.a.
mit Textbeilage
30-cm-LP, stereo
Best. Nr. G-8-0209

Mensch Mädchen
GRIPS-THEATER
Theaterstück für Menschen ab 6
30-cm-LP, stereo
Best. Nr. DK 0096

Pit Budde
Saitensprünge
Platte und Gitarrenschule
30-cm-LP, stereo
mit Noten, Tabulaturen und Texten
Best. Nr. G-GS-0009

Ali Primera
Das Vaterland ist der Mensch
30-cm-LP, stereo
mit Textbeilage
Best. Nr. 88121

Jazz Power Live
Charly Antolini
30-cm-LP, stereo
Best. Nr. Jazz G 0040

Open Music
30-cm-LP, stereo
Best. Nr. Jazz G 0039

pläne
Verlag „pläne" GmbH
Postfach 827
4600 Dortmund 1

Gesamtverzeichnis anfordern.
Kostenlos. Kennwort Konkret angeben

Hermann L. Gremliza's

konkret ex-press

Jeder hat das Recht, seine Meinung undsoweiter. Jeder. Einer von ihnen, der gleich mehrere Tageszeitungen mit seinen Kommentaren versorgt, nimmt sich das Recht zu meinen, KONKRET habe bei der Veröffentlichung des Innenausschuß-Protokolls

die Orientierung der Terroristenszene in Kauf genommen.

Ein anderer, der die Konkurrenz beliefert, ist der meinungsvielfältigen wie ungrammatikalischen Ansicht,

die sich noch auf freiem Fuß befindlichen verfolgten Terroristen (werden sich) ins Fäustchen lachen.

Woher wissen sie das? Sie haben halt den Text analysiert, den KONKRET veröffentlicht hatte, dieses, wie der erste sagt,

mit Nackedeis operierende Monatsmagazin,

dieses, wie der andere bemerkt hat,

links- und sexorientierte KONKRET.

Der eine heißt **Wilhelm F. Hanke,** der andere **Dieter von König.** Eine staatliche Ordnung, die für solche Fälle kein Berufsverbot vorsieht, hat ihren Zweck verfehlt.

Ich habe ihn gewarnt, habe Geduld mit ihm gehabt. Er aber wollte nicht hören, und so mache ich jetzt kurzen Prozeß und zitiere ihn:

Hunde, die bellen, beißen nicht. Werden die Liberalen zubeißen? FDP-Chef Genscher hat hoch gepokert, um sich bei den Wählern lieb Kind zu machen. Überzeugt davon, daß vor allem der ständig steigende Steuerdruck die Bürger in die Arme von Protestparteien treibt, müssen die Freidemokraten jetzt hart bleiben. Denn nur mit einer Radikalkur kann die FDP die nächsten Wahlen überleben. Das Doppelspiel in Bund und Ländern muß sofort abgepfiffen werden. Die Freidemokraten haben sich ... einen Bruch geholt.

Einen Bell-Bruch beim Lieb-Kinder-Poker (Hattu Vullhaus?). Der Druck steigt und treibt, jetzt heißt es abpfeifen, hart bleiben und den Bruch zubeißen. Wenn dann die Wähler die Radikalkur überleben, wird auch der »Stern«-Redakteur **Heiner Bremer** seiner Partei wieder zufrieden mit dem Schwanz zuwedeln.

Wer sich gar nichts dabei denkt, hat oft die besten Einfälle. Da schreibt ein ehemaliger Kicker in der »**Zeit**«:

Bei der Fußball-WM standen die meisten Mannschaften unter der Diktatur der Taktik.

Haarscharf daneben. Sie standen unter der Taktik der Diktatur.

Ob **Theo** früher auch zu viel Kopfball gespielt hat?

Carters Sendbote signalisierte den Willen des Präsidenten, auch gegenüber dem vielgescholtenen Neto Konfrontationen nicht anzuheizen, sondern abzubauen.

Und nicht etwa, wie man vielleicht vor dem Signal des Sendboten dachte, nicht abzukühlen, sondern aufzubauen. Oder irgendwas in der Art. Weil:

wenn alles im Fluß ist, kann starre Hektik nur verhärtend wirken.

Man bekommt, will er sagen, einen flexiblen Krampf und geht den Bach runter.

In Nigeria schrieb unser geliebter Arbeiterführer **Helmut Schmidt** derweil allerneueste Geschichte:

Exzellenzen, meine Damen und Herren! Welche Interessen haben wir als Deutsche und als Europäer in Afrika? Wir wünschen uns ein Afrika in politischer Stabilität: Unsere eigene Erfahrung in der jüngeren deutschen Geschichte hat uns gelehrt, daß Umsturz und Krieg keine geeigneten Mittel ...

Umsturz? Was er damit wohl meint? Die bekannten vaterlandsfeindlichen Umtriebe der Sozialdemokratie?

Nicht daß wir daraus nichts gelernt haben:

Nur eines der 175 Forschungsprojekte, die von der Deutschen Gesellschaft für Friedens- und Konfliktforschung gefördert wurden, geht streng nach einem marxistischen Wissenschaftsbegriff vor. Dies ergibt sich aus der Antwort des Bundesforschungsministeriums auf eine kleine Anfrage der CDU.

Na, Gott sei Dank! Deshalb ist der Frieden ja auch schon so schön erforscht.

Ersatzweise beschäftigt sich die Partei der wissenschaftlichen Weltanschauung i.R. mit dem Problem der fälschungssicheren Automobil-Kennzeichen. Nur die Berichterstattung will noch nicht ganz vom revolutionären Pathos lassen. So schreibt der Genosse **Jelonneck** in der »Welt der Arbeit«:

Vermutlich schießt der SPD-Abgeordnete Topmann mit seinem Vorschlag den Vogel ab...

Einerseits ist der rheinland-pfälzische Ministerpräsident in der CDU, andererseits: Jochen wär' auch nicht schlecht, zumal Jelonneck darauf hinaus will,

zusätzlich zu den beiden Blechnummern ein Folienzeichen an der Innenseite der Heckscheibe anzubringen, das nur bei Selbstzerstörung entfernt werden kann.

Wessen? Des Vogel? Der Vögel? Des Topmann? Der Blechnummern? Des Jeloooo...rumms...

Pressetext des Schallplattenkonzerns **EMI:**

Heinos LP-Serie »Seine großen Erfolge« hat Zuwachs bekommen... Prominent ist auch der Autor des Stücks »So ein Schunkelwalzer«, nämlich Michael Kunze, einer der profiliertesten deutschen Texter und Produzenten. Dem toten Rock-Idol Elvis Presley, dessen einfühlsame Melodien Heino besonders schätzt, widmet der Sänger die deutsche Version des Titels »Are you lonesome tonight«.

Auch ein Schunkelwalzer, prominent und profiliert eingedeutscht von Hinze oder Kunze, die jetzt für Heino auch die prominente Elvis-Nummer »Blackbrown is the hazelnut« einfühlsam eindeutschen sollen.

Als er lange genug die Gefolterten verhöhnt und den argentinischen Faschismus zur Nachahmung empfohlen hatte, war es Zeit, Springers Beistrich-Jungen **Will Tremper** ins Fernsehen zu holen, damit er den Helmut Schön, dessen Memoiren Ghostwriter Tremper schreibt (respektive von einem weiteren Ghostwriter schreiben läßt, denn er selbst tut sich mit dem Alphabet ein bißchen schwer), interviewen konnte. Man gab ihm einen Partner bei, der, obwohl bereit, sich mit Tremper im selben Raum aufzuhalten, dennoch andere Fragen stellte. Dafür wird er nun von Tremper in der »Welt am Sonntag« zurechtgewiesen:

Anstatt über alles zu reden, was den Prominenten Schön betrifft, fühlte sich Sammy Drechsel in seiner Eigenschaft als Sportreporter aufgerufen, die ältesten Hüte vom Regal zu nehmen und sie Helmut Schön aufzuprobieren: Beckenbauer, Breitner, Stielike, Grabowski, Derwall, sogar einen gewissen Rudel. Über den alten Käse, hatte ich zu Schön in Argentinien gesagt, reden wir natürlich nicht.

Im Vergleich zu Breitner ist Tremper tatsächlich ganz junger Tilsiter.

Schlagzeile der »**Bild**«-Zeitung am 27. Juni:

Tina Onassis heiratet Kommunisten

Kommunismus ist, wie wir wissen, wenn es keine Pressefreiheit und keine Meinungsvielfalt gibt. Infolgedessen lautete die Schlagzeile der »**Hamburger Morgenpost**« am 10. Juli:

Heute heiratet Tina Onassis ihren Kommunisten.

Weiß der Teufel, woran es liegt, aber irgendwie scheint mir die Meinungsvielfalt zwischen »Prawda« und »Iswestija« nicht mehr so unterdrückt wie zuvor.

konkret Heft 9 erscheint am 31. Aug. 78

Zweitausendeins No 2.
„Das Erstaunliche an diesem Unternehmen ist der Preis."

Das sagt der Hessische Rundfunk zu den 20 kompletten Jahrgängen von Akzente, der 12.083 Seiten starken Literatursammlung zum in der Tat erstaunlichen Preis von ganzen 49,90 DM.

Verlagsleute haben uns gefragt, ob uns bei diesem Preis irrtümlich das Komma verrutscht ist. Ein Autor hat vermutet, wir hätten eine geheime Druckmaschine mit neuartiger Technik im Keller.

Die Deutsche Welle: „Verlegerisches Wunderwerk."

Wir haben schlicht beim Hanser Verlag die Nachdruckerlaubnis für die kompletten 20 Jahre Akzente (1954 bis 1973) gekauft. Und damit für die bedeutendste und größte Literatursammlung der Nachkriegsgeschichte. Spezialisiert auf Erstdrucke, gegründet und herausgegeben von Walter Höllerer und Hans Bender. Unser Exklusiv-Nachdruck birgt eine eindrucksvolle Anthologie deutscher und internationaler Literatur.

Einige der Akzente-Autoren:

Max Frisch, Alfred Döblin, Jean Genet, Heinrich Böll, Karin Struck, Arno Schmidt, Hermann Hesse, Hans Arp, Bert Brecht, Günter Grass, Martin Heidegger, Günter Wallraff, Theodor W. Adorno, Ingeborg Bachmann, Gottfried Benn, H. C. Artmann, Ernst Jünger, Johannes Bobrowski, Thomas Mann, Martin Walser, Ernst Kreuder, Friedrich Dürrenmatt, Uwe Johnson, Robert Musil, Ilse Aichinger, Hermann Kesten, Wolf Wondratschek, Samuel Beckett, Paul Celan, Nelly Sachs, Peter Weiss, Franz Kafka, Alain Robbe-Grillet, Walter Jens, Karl Krolow, Alfred Jarry, Helmut Heissenbüttel, Günter Eich, Italo Calvino, Dieter Kühn, Ina Seidel, G. B. Fuchs, Walter Kempowski, Hans Magnus Enzensberger, Wolfgang Hildesheimer, Peter O. Chotjewitz, Hans Erich Nossack, William S. Burroughs, Peter Suhrkamp, Uwe Nettelbeck, Alfred Andersch, Gerhard Rühm, Friedrich Sieburg, Ionesco, Wolf Biermann, Peter Handke, Reinhard Lettau, Helga Novak, Günter Kunert und viele andere.

„Kaum eine literarische Entwicklung, die von den Akzenten nicht eingeläutet worden wäre, kaum ein wichtiger Name, der in Ihnen nicht auftauchte. Die fast schon legendäre Gruppe 47 hatte in den Akzenten ihren entschiedensten Wegbereiter." Südwest Presse.

Die Deutsche Welle zog das Resümee: „Am besten, man blättert in den ganzen 20 Akzente Jahrgängen, wenn man verfolgen und nachprüfen will, daß und wie (Akzente) der Entwicklung der deutschen Nachkriegsliteratur die Wegmarken setzte – nicht zuletzt in der Vermittlung internationaler literarischer Tendenzen."

Der Unterschied zwischen 1.400 Mark und 49,90 DM.

Vergriffene Jahrgänge von Akzente wurden einst speziell für amerikanische Universitäten nachgedruckt (Library of Congress Card Number 56-4517) und später pro Jahrgang bis zu 70 Mark gehandelt. Macht für zwanzig Jahrgänge erschreckende 1.400 DM.

Bibliotheken wie Bibliophilen bleibt jetzt einiges erspart: Unser ungekürzter Nachdruck der Original-Vorlagen, gedruckt über 12.000 Dünndruckseiten, gebunden in 7 dicke Ganzleinen-Bände von den Ausmaßen 15 x 10 x 4 cm kostet dagegen inkl. Gesamtinhaltsverzeichnis ganze 49,90 DM.

„Erstaunlich billig." Sagt der Stern.

Der ungekürzte Nachdruck birgt auch jene Sonderausgaben, Symposien und Aufsätze wie „Schreiben für die Arbeitswelt", „Literatur vor Gericht (Pornografie)", „Der deutsche Schlager", „Trivialliteratur" etc.

Wo es die 20 Jahre Akzente gibt. Über 12.000 Seiten für nur 49,90 DM:

Entweder persönlich in unseren Zweitausendeins-Läden *Berlin* Kantstraße 131, *Frankfurt* Im Parkhaus Hauptwache, *Freiburg* Schiffstraße 10, *Hamburg* Grindelallee 71, *Hannover* Raschplatz 1, *Köln* Ehrenstraße 45, *Mainz* Große Langgasse 8 und *München* Amalienstraße 45.

Oder per Post direkt ins Haus.

Der Coupon dafür steht unter diesen Zeilen.

Hiermit wird bestellt:

Bitte ausschneiden und einsenden an Zweitausendeins Versand, Hahnstraße 54–56, Postfach 710507, 6000 Frankfurt/M. 71.

Ich bestelle ___ Exemplar(e) der kompletten 20 Jahre Akzente mit 12.000 Seiten, 7 Leinenbände, Format 15 x 10 x 4 cm, für nur 49,90 DM, inklusive Mehrwertsteuer.

Lieferung solange der Vorrat reicht.

Zahlungsweise:

☐ Ich füge 1 Post/Bankscheck bei über _____ DM plus 2,80 Versand.

☐ Schicken Sie die Akzente bitte per Nachnahme. Die Nachnahme- und Versandkosten will ich tragen.

Keine Lieferung ins Ausland.

Ihr gratis Merkheft bekomme ich bereits regelmäßig: ☐ ja ☐ nein

Name, Vorname

Straße, Nummer

Postleitzahl, Ort

Meine Unterschrift, Datum K 8 – 15320

Damit können Sie Ihre Waschmaschine zur Weißglut bringen.

Eine Wrangler Jeans können Sie so oft waschen, wie Sie wollen: Sie wird immer so unschuldig wie ein Neugeborenes aus der Waschmaschine kommen. Denn Wrangler ist Qualität. Die echten Wrangler Jeans & Jackets gibt's in allen möglichen Formen, Farben und Größen.

Wrangler

Home office: Greensboro North Carolina USA.